Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 23 — Gotha, 1. Dezember 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Advent [Sp. 1129] — Was ist existenzielles Denken [Sp. 1130] — Die Ehe und das Recht. Aus Österreich [Sp. 1135] — Das stille Leben (Bose) [Sp. 1146] — Gesammelte Werke von Christoph Schrempf [Sp. 1150] — Von der Krisis des Protestantismus (Goebel-Pauli) [Sp. 1152] — Die Krisis des Sozialen Christentums in Amerika (Visser't Hooft) [Sp. 1153] — Lords Day-Fords Day [Sp. 1154] — Die hohen christlichen Feste in Guatemala [Sp. 1158] — Bücher und Schriften: Mein Volk (Katter); Kinder des Staates (Zadow); Eltern und Kinder (Wentscher); Wie erziehen wir unsere Kinder (Prüfer); Tagebuch eines Großstadtpfarrers; Das schwäbische Gemeinschaftsleben; Afrika lernt (Rother) [Sp. 1160]. Meine Lebensgeschichte (Baumgarten); Heiteres und Ernstes aus meinem Leben (Geyer); Wie wir unsern Weg fanden (Naumann); Magd und Königin (Friedrich); Worte aus vergangenen Tagen (Oeser); Briefe von Rilke (Sieber-Rilke); Blunck (Hesse); Familie Matthias Claudius (Claudius); Goethes Gespräche (v Biedermann) [Sp. 1163]. Schneewittchen (Steinhausen); Ludwig Richter-Album (Lange); Das Industriebild (Waldstein); Marburger Kunstbücher (Hamann, Rave) [Sp. 1166]. Johannes Baptista von Schwand (Türck); Königin Luise (Hoechstetter); In tiefster Seele treu (Jünger); Jüdische Legenden (Schubert-Christaller); Mythen und Mären (Stehr); Die Wandlung (Lauber); Stärker als der Tod (Hesselbacher); Schachtelhannes (Ray); Die Entsagenden (Hefele); Der verborgene Gott (Müllenhoff); Heini Jermann (Geiger-Gog); Verborgene Siege (Katterfeld); Vom Glück (Kühnle-Degeler); Der Gottesnarr (Treu); Die Sonne ist da (Müller-Gordon); Herbstzeitlose, Legenden (Steinmüller); Meine alten Weiblein (Josenhans); Wolkenschatten (Meißhardt); Dramatische Spiele (Horn); Unser Liederbuch (Kittlitz) [Sp. 1169]. Auf großer Fahrt (Hedin); Die Juwikinger (Duun); Olav Audunssohn (Undset); Der Weg zum Leuchtfeuer (Krämer); Die Heiduken (Istrati); Don Juans Töchter (Forbes-Mosse); Frauen im Krieg (Scheele); Das schöne Morgenlicht (Jaeger); Buddenbrooks (Mann); Wilde Blumen (Langewiesche) [Sp. 1172] — Marburger Religionskundliche Sammlung [Sp. 1175] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1176] — Verschiedenes: Vom Deutschnationalen Parteitag; Volksbegehren und Konfessionen; Kleine Mitteilungen [Sp. 1179] — Anzeigen

Advent

Selig sind, die zu dem Abendmahl des Lammes berufen sind. Offenb. 19, 9

Zwiefach ist der Strom der Gnade. Von oben nach unten, aus dem Jenseits ins Diesseits, aus der unbekannten, ewigen Welt, die ganz anders ist als unsre, hinein in eben diese unsre, alltägliche, vertraute, zeitliche Welt. Und von unten nach oben, heraus aus der Zeit in die Ewigkeit, aus unsern Niederungen aufwärts in unermeßliche Fernen einer seligen Vollendung.

Advent will uns den Sinn öffnen für das Kommen des Heils auf die Erde. „Unser Gott kommt und schweiget nicht." Aber es ist nicht so, daß Gott den Himmel verließe und nunmehr nur eben noch bei uns auf der Erde wohnte. Er kommt uns einzuladen, zu rufen, zu holen.

„Selig, die zum Abendmahl des Lammes berufen sind." Berufen. Man ist noch nicht dort. Man genießt es noch nicht. Jesus, da er das letzte Abendmahl mit seinen Jüngern hielt, schaute nach oben, schaute in die Ferne und redete zu seinen Jüngern von einem Abendmahl, das er einst mit ihnen halten werde „im Reiche Gottes" (Mark. 14, 25). Selig, die dabei sein werden. Die Geladenen, Berufenen.

Aber eben nun, diese Einladung hat er gebracht. Dieser Ruf ist an uns ergangen. Und seine Jünger vertröstend auf das, was einmal sein wird, hinterläßt er ihnen dies letzte Mahl, das er mit ihnen feierte, da er mit ihnen noch einmal das Osterlamm aß, als ein heiliges Pfand und Erbe. Und so oft wir hier auf Erden dies Mahl mit ihm feiern, sollen wir etwas spüren von der Seligkeit, nicht schon des am-Ziele-seins, aber unsrer Berufung.

Komm mit deinem Abendmahl,
das du uns zum Heil gegeben,
daß wir schon im Erdental
mit dir als im Himmel leben.

So stehts im Gesangbuch, so singts also wohl in der Gemeinde. Ach ja, komm Herr Jesu!

Denn eben dieses dein Abendmahl in der Christenheit — was ists geworden? Wahrhafte Orgien der Zwietracht haben deine Christen gefeiert über diesem Erbe. Und schämen sich heute noch nicht. Sonst würden sie doch solchem Zustande ein Ende machen. Ja, komm, Herr Jesu.

Komm und bring den Geist auch mit,
Deinen Geist, der dich verkläret —

heißt es weiter im Liede. Wie not tut das! Es soll doch aber Niemand sich einbilden, daß er mit Christus in der Ewigkeit zu Tische sitzen wird, wenn er sich scheut, hier auf Erden mit seinem Bruder zu Tische zu sitzen. R

Was ist existenzielles Denken?

In Nr. 13 stellten wir auf Anregung eines Lesers hin die Preisfrage:

Was ist **existenzielles** Denken?

Kürze und Verständlichkeit waren die Tugenden, die eine Antwort preiswert machen sollten.

Es gingen 15 Antworten ein, 2 aus Amerika, 1 aus Ungarn, 2 von Frauen. Dreizehn davon folgen hier; die vierzehnte ist zu lang, die fünfzehnte kam zu spät; vielleicht drucken wir noch auch die beiden. Hier folgen zunächst die dreizehn, ungefähr der Kürze nach geordnet.

*

A

Jedes Denken ist existenziell, wenn es den Sinn des Augenblicks ergreift und damit den Sinn der Existenz erfüllt. T S

B

Existenzielles Denken ist jedes Denken, das durch eine konkrete persönliche Situation in Bewegung gesetzt und aus ihr gespeist wird. K S

C

Existenzielles Denken ist: das den „Entschluß zum Leben" bereuende Denken oder (mehr philologisch-historisch definiert): die durch Neureflexionen sich bedroht wissende kritische Lebensphilosophie. G S

D

Existenzielles Denken ist die tiefste menschlich-geistige Tätigkeit, die sich mit der kosmischen Lebensabhängigkeit und dem schlechthinnigen Lebensinteresse unseres persönlichen Da-Seins und So-Seins beschäftigt. V V

E

Existenzielles Denken erscheint mir das Denken, das in Grund, Wurzel, Weg und Ziel sich gebunden erkennt

an ein außer ihm stehendes Etwas, von dem es das Wesenhafte, die Substanz eben dieses Denkens erst empfängt.

Ihm, dem „Etwas" (das wir Gott nennen), als dem Unbedingten, Gestalt zu schaffen, erscheint die Aufgabe und Forderung dieses Denkens, das wir „existenziell" nennen. S S

F

Existenziell nennen wir ein Denken, das sich des genauen Zusammenhanges zwischen Erkenntnisbildung und Daseinsweise des Menschen jederzeit bewußt ist.

Seine Urteile sind stets subjekthaft, weil sie als Entscheidungsfolge einer Person gemeint sind; sie erscheinen als im hergebrachten Sinne subjektiv, insofern die betreffende Person sich als isolierte unvollkommen zur gegebenen Wirklichkeit verhält; sie sind überindividuell gültig, insofern sie der Kollektiventscheidung einer Gruppe von Personen entstammen, die in gemeinsamer Grundhaltung zusammengeschlossen ist, so daß sich die verschiedenen einzelnen Seinsweisen gegenseitig ergänzen; absolut gültig kann nur ein vollkommenes Dasein genannt werden, dessen Entscheidungen mit seinem Wesen zusammen fallen, so daß es für sich sagen kann: Ich bin, der ich bin! — Die Wahrheit ist eine Person. ?*)

G

Existenzielles Denken ist nur der rationale Ausdruck des Denkens, das die homines religiosi zu allen Zeiten und an allen Orten bewegt hat. Darum muß man nur in ihre Worte und Schriften hineinhorchen, um bei ihnen zu finden, worauf die Frage geht.

Sehen wir Augustin als Beispiel an, an der Stelle, wo er über das Wort der Schlange spricht: Eritis sicut dii, also über die Existenz des Menschen in ihrer höchsten Potenz und zugleich in der Abgrundtiefe des Sündenfalls, über größte Spannung der Polarität Mensch in der Schöpfung Gottes. (Civ. Dei XIV, 13: Quod melius esse possent summo veroque principio cohaerendo per oboedientiam, non suum sibi existendo principium per superbiam. Dii enim creati non sua veritate, sed Dei veri participatione sunt dii.) Die wahre Existenz des Menschen liegt in seinem Zusammenhang mit dem höchsten und wahren Urgrund, — im Gehorsam (gegen Gott), nur Überheblichkeit läßt den Menschen Urgrund seiner Existenz in sich verlegen. Göttliche Geschöpfe sind die Menschen nicht auf Grund eigenen Wahrheitsstrebens, sondern soweit sie an Gott teilhaben.

Hier haben wir alles, was wir suchen in der religiösen Sprache. Wahrer Gott und Scheinwirklichkeit auf Grund der superbia des eigenen Ichs. Luther denkt „existentiell", wenn er sein Lied beginnt: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott erhör mein Rufen ...".

Existenzielles Denken ist das Denken jenseits von der ratio, aus der Tiefe, die unergründlich, aber auch unerkennbar ist, aus einem Sein, das anders ist, als es die Menschen des Tages haben, deren raison und sagesse man rühmt. Wer existentiell denkt, folgt dem Ruf, unabhängig, ob das rationale Denken seine Handlung als bêtise, als törichtes Werk, bezeichnet.

Der „Narr in Christo" ist in der religiösen Terminologie „der existentielle Denker". L E

H

I. 1. Beim existenziellen Denken handelt es sich nicht um ein Denken an Etwas, also um ein Etwas-sich-vergegenwärtigen.

2. Existenzielles Denken hat auch nicht wie das reine Denken seine eigne Gesetzlichkeit zum Inhalt und vollzieht sich daher auch nicht wie das logische Denken mit gesetzlicher Notwendigkeit.

*) Name und Adresse des Verfassers erbeten.

3. Existenzielles Denken darf auch nicht verstanden werden als die Ordnung schaffende Verarbeitung des Vorstellungsmateriales oder eine die Erfahrung überhaupt erst ermöglichende Funktion.

II. 1. Beim existenziellen Denken handelt es sich um ein Nach-Denken über Etwas, nämlich über die Existenz des „Menschen", d. i. seine Stellung als Mensch Gott gegenüber.

2. Das existentielle Denken hat keinen anderen „Inhalt" als eben diese konkrete und reale Existenz des Menschen.

3. Daher ist das existenzielle Denken selbst nichts Anderes als dieses Existenzsein des Menschen, es ist also ein Denksein oder Seindenken. K H

I

Existenzielles Denken ist positives, aufbauendes, bildendes und erhaltendes Denken; als solches ist es mehr als bloßes Denken schlechthin. Existenzielles Denken muß ohne Weiteres alledem eingeordnet werden, was auf den mannigfaltigen Berufsgebieten zum Lebenskampf gehört. Es ist auch Spekulation, in dem Sinne als es, zum Beispiel als das Denken eines Dichters, an den Schönheitssinn, das Ästhetische, das Ideale in den Nebenmenschen appelliert.

Existenzielles Denken hat wohl in den meisten Fällen immer erst mit den eigensten, persönlichen Interessen zu tun; aber als bloß solches wäre es wiederum Selbstsucht; es muß, um die Bezeichnung „existenziell" zu verdienen, (noch viel mehr als mit sich selber d. h. dem so Denkenden) sich mit dem Gemeinwohl und den gemeinschaftlichen Interessen befassen.

Existenziell politisches Denken schließt in sich: Vaterstadt, Vaterland; ja es mag sich sogar auf das Gebiet des Internationalen erstrecken.

Im Geschäftlichen hat existenzielles Denken wohl mit dem eigenen Erfolg mehr zu tun als in irgend einem andern Berufszweig; aber der Erfolg im Geschäft hängt wiederum ab von der Qualität der Ware, der Behandlung der Kunden (ist vom amerikanischen Standpunkt aus argumentiert), von der Solidarität des Geschäftes gegenüber den Konsumenten.

Alles echt existenzielle Denken ist, wenn es diese Färbung, nämlich „religiös", auch ablehnt, oder dem Charakter des Religiösen keinen Gedanken schenkt, doch religiös; denn als wahrhaft existenzielles Denken muß es, ob nun gewollt oder ungewollt, dem Allgemeinwohl direkt oder indirekt irgendwie dienen; als so dienend ist es ohne Weiteres existenziell-religiös. E R

K

Das ist ein solches Denken, bei dem es sich nicht vorwiegend handelt um die logische Richtigkeit und Einheit irgendwelcher Meinungen, den Zusammenhang von Vorstellungen oder Ansichten über irgendwelche Dinge, sondern um Existenz oder Nicht-Existenz, Leben oder Tod, schöpferisches Sein oder Nicht-Sein der Dinge selbst. Die Entscheidung dieses Denkens ist immer kontradiktorisch, nicht konträr, nie Sowohl-als-auch, immer Entweder-oder. Sie geht aus von dem unmittelbaren Selbst der Dinge (von dem, was die Dinge selbst von sich aus besagen oder aussagen), nicht von den Vorstellungen über die Dinge. Es betrifft immer (absolut) den Bestand einer Sache oder den Nicht-Bestand, nie relativ (teils-teils) die bloß reflexive oder bezügliche oder mittelhafte Einheit von Gedanken über die Dinge, sondern die Ganzheit und Geschlossenheit des Wesens, Ausdrucks und Sinnes d. h. des unmittelbaren Seins.

Es geht nicht letzten Endes um bloße Reflexivität oder Verhältnismäßigkeit von gedachten Dingen, sondern um das schöpferisch bewußte Sein oder Nicht-Sein des Menschen. Existenzielles Denken gibt erst lebendigen Bestand (usia), unmittelbares Maß und den Halt; es schafft erst Bindung: alle bloße Reflexivität von Subjekt

und Objekt, Form und Inhalt, Ich und Nicht-Ich ist unverbindlich (die bloß verhältnismäßige Gesetzmäßigkeit in der transzendentalen Apperzeption Kants), sie ist bloß bewußtseinsimmanent.

Das lebendige Sinngesetz (logos) des schöpferischen Denkens ergreift die Ganzheit und Geschlossenheit des bewußt in sich selbst beherrschten Seins, das allgemein und notwendig Körper und Geist immer zugleich umfaßt. Es besagt Einheit des Sinnes, Ausdrucks und Wesens, nicht bloß Einheit der Vorstellungen. Es erfaßt die Haltung des Menschen (Ganzheitseinstellung), nie bloß sein Denken. H K

L

Für die Marburger Kantschule ist (oder war) „Sein" das „Sein des Denkens", das seine Grundlagen selbst legt; dem Cohen-Natorpschen Idealismus soll Karl Barth seine Gegenstandstheorie entlehnt haben. (Vgl. CW 1929 Sp. 218.) Wäre existenzielles Denken also Sein setzendes Denken? Für den transitiven Gebrauch des Verbums existere verweist Georges auf Augustin, de civ. Dei XIV 13, wo es heißt:

quod (scil. esse sicut dii) melius esse possent (homines) summo veroque principio cohaerendo per oboedientiam, non suum sibi existendo principium per superbiam.

So scheint es doch nicht gemeint, wenn man bei Karl Barth etwa liest: „Geist ist darum existenzielle Sinn-Gebung, Sinn-Setzung, Sinn-Schöpfung, Sinn tritt in Sein und Sein wird Sinn." (Römerbrief ² S. 268)

oder: „Wir sehen eben wahrhaftig, wir sehen existenziell, was wir doch nicht sehen ... das erklärt sich aus der unmittelbaren Hoffnung, ... in der uns das, was nicht ist, existenziell gegenübertritt." (S. 300 f.).

Nun kann man auch von dem Nichtseienden, wenn es im Denken gesetzt wird, sagen, daß es in gewisser Hinsicht sei. (Vgl. Plato, Soph. 241. Dazu Natorp, Platos Ideenlehre¹ S. 278 und O. Wichmann, Platon und Kant S. 132 ff. über Nicolai Hartmanns Methode des Nichtseins, auch Heinrich Barth CW 1922 Sp. 403 ff.). Aber, was Karl Barth „wahrhaftig", „existenziell" sieht, hat doch keine bloß hypothetische, rein ideelle Existenz, ist vielmehr etwas für rationales Denken Nichtseiendes.

Kierkegaard, der Irrationalist und Existenzialphilosoph, hat behauptet, einerseits: Die Subjektivität selbst ist Wahrheit" (Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe 4. Aufl. S. 466), anderseits: „Die Wahrheit liegt, christlich verstanden, doch nicht, wie Sokrates meinte, im Subjekt" (zitiert nach Hochland X 2 S. 192). Das ist kein Widerspruch, wenn das Subjekt die Wahrheit nicht schafft, sondern sie auf irrationalem Wege empfängt. Die Aktivität des Subjekts besteht dann darin, daß es die religiöse Wahrheit, trotz ihrer logischen Unhaltbarkeit, als dennoch geltend im „Wagnis des Glaubens" denkend setzt. So wird das Denken „existenziell", weil es die Wahrheit ist. (Vgl. Romano Guardini, Hochland April 1927. Th. Haecker ebenda August 1929). G S

M

Die Frage: „Was ist existenzielles Denken?" ist im Ansatz und von vornherein dann falsch gestellt, wenn sie die Frage des draußenstehenden Zuschauers und unbeteiligten Beobachters ist, oder wenn sie gestellt wird in der Erwartung einer Antwort, in der eine Reihe unter uns geläufiger Antworten zusammengefaßt, mehrere Größen also gleichsam auf einen Nenner gebracht werden, oder wenn ihr die Erwartung zu Grunde liegt, eine allgemeingültige, d. h. für Alle und im Allgemeinen gültige Antwort zu erhalten. Die Frage nach dem existenziellen Denken kann sinnvoll nur so gestellt werden, daß sie gestellt und aufgenommen wird als die an die eigene, äußere sowohl als innere Existenz des die Frage Stellenden und Hörenden gerichtete Frage. Sie ist also um dieser gegen das sie vernehmende Ich sich richtenden Spitze willen nicht die Frage, die das Ich stellt, sondern die dem Ich gestellt ist. Sie ist als solche Aufruf zu einer Entscheidung und zum Bekenntnis. Mit Entscheidung und Bekenntnis aber ist immer der ganze Mensch und ist immer eine Wendung im Leben des Menschen gemeint.

Existenzielles Denken ist das Denken, das in der wurzelhaften und restlosen Verbundenheit mit dem zu Denkenden lebt und denkt. Es wird also nicht über Etwas gedacht, es gibt nicht ein Gegenüber von Denkendem und Gedachtem, sondern das zu Denkende kommt als ein Geschehen über den Denkenden und bezieht den Denkenden ein zu völliger Schicksalsgemeinschaft. Diese Schicksalsgemeinschaft ist die mit dem Nächsten ebensowohl wie mit dem Fernsten, mit Menschen ebensowohl wie mit der Kreatur und mit Geschehnissen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und mit den Dingen. Es geht im Denken in gleicher Weise um die Existenz des zu Denkenden wie um die des Denkenden. Beide (wenn man vorläufig einmal scheiden will) stehen im gleichen Ring der gleichen Ebene. Das zu Denkende redet den Denkenden an: „Das bist Du! Das ist ein Teil von Dir, und es ist mehr als nur ein Teil von Dir! Das bist Du selbst!" Diese Anrede geschieht ebenso dann, wenn es sich um ein Außen, wie dann, wenn es sich um ein Innen handelt, und sie erinnert daran, daß mich alles unmittelbar und völlig angeht. Sie geschieht stets in einer bestimmten Lage, nie im allgemeinen. Sie geschieht als die Aufforderung, in dieser besonderen Lage gehorsam zu sein.

Anschaulich wird das existenzielle Denken in dem Worte vom Splitter im fremden und vom Balken im eigenen Auge. Es ist in der Schau des existenziellen Denkens Fehler und Schuld, wenn das Sein und Tun des Anderen betrachtet und beurteilt wird unter Umgehung des Betrachtens und Beurteilens des eigenen Seins und Tuns. Fehler ist dieser Versuch deshalb, weil darin das unmögliche Beginnen beabsichtigt ist, das Du als ein isoliertes Du und das Ich als ein zum Du beziehungsloses Ich zu nehmen. Schuld ist er um der Lüge willen, am eigenen Ich und seinen schweren Schatten vorüberblicken und das Verhaftetsein unter die gleiche Schuld leugnen zu wollen; das aber heißt: übersehen und anmaßend bestreiten, daß das Ich und das Du unter dem Einen Gott und seinem Worte stehen, und daß dieses Gegenüber von Gott zum Ich das einzige echte Gegenüber und die unsere Existenz bedingende Begegnung ist. In der Verweigerung des Gehorsames aber seitens des Ich gegen Gott kommt zum Ausdruck: Die Existenz des Ungehorsamen ist um dieser Begegnung mit diesem Du willen fragwürdig und brüchig. Um dieser Brüchigkeit willen bedarf sie der Rechtfertigung, um überhaupt existieren, d. h. befreit von der Todesmächtigkeit seinsmäßiger Schuld leben und denken zu können. Dafür ist Zeichen das Kreuz. Sich für das Kreuz entscheiden heißt: täglich und in jeder Lage von neuem existenziell, d. h. im Gehorsam des Glaubens denken. K A

N

Existenzielles Denken ist ein Denken, an dem der Mensch mit seiner ganzen Existenz beteiligt ist; in diesem Denken offenbart er sich selbst, dies Denken ist er selbst. Man kann das Wort Nietzsches darauf sinngemäß übertragen: „Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt."

Sein Gegensatz ist das „ästhetische" oder auch „theoretische" Denken, das in ferner Fremde, in der „aisthesis", der Beobachtung, oder „theoria", in überlegener Zuschauerstellung, dem Gegenstande gegenüber verharrt. Mag dies in Teilbezirken menschlichen Seins durchaus notwendig und berechtigt sein (Wissenschaft), so erhebt sich doch am Rande des Ganzen die Existenzfrage, die nur einem existenziellen Denken, das nicht spielt, sondern Ernst macht, zugänglich ist. Dieses erkennt die Unabge-

schlossenheit, ja die Fragwürdigkeit allen menschlichen Denkens und noch tiefer allen menschlichen Wesens und erfaßt dies als eine einzige Frage. Immer wieder zwar wird der Mensch versuchen, von einem existenziellen Denken, das ihn selbst in Frage stellt, ins Theoretische und Ästhetische auszuweichen. Aber mag sich das theoretische Denken dann mit einer Welt-„anschauung" beruhigen, die im Grunde irgendwelche befriedigende Ausgestaltung und Ausdeutung des eigenen Seins ist, so weiß sich der Mensch im existenziellen Denken von einer andern Seite her in Frage gestellt, für die er eben in ihm offen wird, und auf die er zu hören beginnt.

Diese Seite ist die Offenbarung. Das Neue Testament z. B. ist nur solchem existenziellen Denken in seinem wahren Sinn zugänglich. Denn hier steht einer, der nicht nur den Anspruch erhebt, die Wahrheit zu denken, sondern zu sein. Wo die Stimme der Offenbarung, und das heißt des Herrn, gehört wird, kann es aber gar nicht anders sein, als daß der Mensch, die kühle Beobachterstellung verlassend, in seiner Existenz gepackt, nunmehr die erfaßt-erfassende Wahrheit nicht nur denkt, sondern auch versucht, zu sein. (In der „Reduplikation", Kierkegaard). Von solchem existenziellen Denken ist daher unablöslich die Nachfolge. Es ist Denken in der Nachfolge. Existenzielles Denken ist letztlich: Denken vor Gott. Der Übergang des existenziellen Denkens zur Offenbarung ist aber nicht ein denknotwendiger, sondern ein Bruch. Wir könnten sagen: Existenzielles Denken ist nicht die Offenbarung, aber es führt zur Offenbarung. F H

*

Was nun?

Die Leser selbst sollen zunächst urteilen. Über Kürze oder Länge wird nichts zu sagen sein. Aber Verständlichkeit! Und was sonst zu kritisieren wäre. Sie dürfen es auch besser machen. Drei Zünftige sollen das letzte Urteil sprechen. In Nr. 1 des neuen Jahres soll es veröffentlicht werden. Aber lange Artikel über die Sache werden bis auf Weiteres nicht aufgenommen. Äußerungen binnen vierzehn Tagen erbeten. R

Die Ehe und das Recht

Aus Österreich

1. Gesetz und autonome Ethik

Unsere Zeit wird — trotz alledem — eine rechtsbildende Zeit sein. Daran darf man sich nicht dadurch irre machen, daß so viele der modernen Gesetze ephemerer sind als Eintagsfliegen. Wer tiefer blickt, sieht Ringen und Sehnsucht um neue Begründung, um neue Systematisierung des Seins in seinen verschiedenen Ausdrucksformen, um neue Erfahrungen und neue Rationalisierungen, ohne welche der Alltag nicht bestehen kann. Beides ist nicht möglich, ohne eine Neubildung des Rechtes, das erdgebunden dem Tage dienen will, das die harte und starre Regel darstellt und zugleich die Verkörperung eines Systems und einer Weltanschauung ist.

Leider geht unsere Zeit mit halbem Herzen und halbem Gewissen an diese Arbeit. Nichts ist philosophisch wie psychologisch so ungeklärt als unser Verhältnis zur Rechtsordnung. Wir sind in tiefste Verwirrung geraten und wissen nicht, wie von dem Irrweg, den wir erkannt haben, Rückkehr noch möglich sein soll. Wir kommen aus der Herrschaft der positivistischen Schule, die das Recht allein in der Empirie, in der Tatsächlichkeit, verwurzeln wollte. Was „ist", was von dem Gesetzgeber (ob mit Recht oder Unrecht, ob in kluger oder törichter Weise) vorgeschrieben wurde, das sollte als Recht gelten, es sei, wie es sei; was einfach den psychologischen Tatsachen widersprach.

Jeder wußte ganz gut, daß Recht nicht nur das Geltende, das mit Straffanktion Bedrohte ist. Jeder wußte, daß man sich nur dem Recht willig anpaßt, das man als das Richtige empfindet. Zu dieser psychologischen Erfahrung sich zu bekennen, vermied man aber lieber, aus Angst vor der Rückkehr zum Naturrecht, zu jenen „ewigen", „unabänderlichen" natürlichen Rechten, von deren Anerkennung man meinte, durch Rechtsgeschichte und Rechtsvergleichung geheilt sein zu müssen.

Psychologisch liegt der Grund der Unbehaglichkeit dem Rechte gegenüber aber noch tiefer. Es war das in Tiefstes eingreifende Dilemma zwischen Recht und Sittlichkeit, die allgemeine Unsicherheit darüber, inwiefern Rechtssatzung und Rechtsordnung überhaupt in Fragen eingreifen könne oder eingreifen dürfe, die mit dem Gewissen und der Moral eines Menschen in Zusammenhang stehen, was eine klare Stellungnahme unmöglich machte. Die Kasuistik des Rechts, welche von vornherein und schablonenhaft dem Menschen Regeln seines Tuns vorzuschreiben schien, wollte nicht zusammenstimmen mit dem protestantischen Grundprinzip, welches Leben und Sich-Entscheiden des Menschen in allen wichtigen Fragen aus dem „Glauben", d. h. aus der Liebe und dem lebendigen Gewissen, nicht aber aus mechanischer Befolgung gewisser äußerer Regeln voraussetzt. Die feste Regel des Gesetzes ist solcher Einstellung eine Einengung der persönlichen Freiheit des Hochstehenden; sie ist eine Verlockung zur Gedankenlosigkeit und zur Befolgung des bloß Traditionellen; und nicht zuletzt ist sie oft das Schild, hinter dem sich, unangreifbar, sittliche Verworfenheit verbirgt, um sich sowohl der äußeren Strafe wie der inneren des Gewissens zu entziehen. Deshalb bestand eine weltanschauungsmäßig begründete Abneigung, Beziehungen, welche das Gebiet des Sittlichen streifen, insbesondere also familienrechtliche Beziehungen, rechtlich zu fixieren oder gar sie der Entscheidung oder Begutachtung eines Außenstehenden zu unterwerfen.

Über die prinzipielle Richtigkeit dieses protestantischen Grundsatzes der persönlichen Freiheit ist kein Wort zu verlieren. Nur darf daneben nicht vergessen werden, daß in praxi auch bei ethisch hochstehenden Menschen das alltägliche Verhalten weniger von tiefen und andauernden Erwägungen als von dem „Vorgeschriebenen" geleitet wird. Jeder tut, was Jeder tut, was Sitte oder was Rechtens ist. Ruhige Selbstprüfung zeigt uns, daß auch ein gewissenhafter Mensch nur in Ausnahmefällen, wenn ihm etwas „auffällt", darüber nachzudenken beginnt, ob eine Abweichung von dem siehenden Gebrauch gerechtfertigt oder notwendig sei. Das erklärt zugleich, warum abstellbare Mißbräuche oft solange unbeachtet weitergeschleppt werden; warum, wie das Beispiel Miß Mayos zeigt, bisweilen nur Außenstehende himmelschreiende Mißstände überhaupt als solche erkennen können. Dies ist eine notwendige Automatisierung des Seins. Denn wäre es anders und müßte jede Einzelheit des täglichen Lebens beständig nachgeprüft und aus dem Gewissen neu begründet werden, so bliebe vor lauter Skrupulantentum keine Zeit und Kraft zum Handeln übrig. Es wurde einmal gesagt, daß ohne die Automatisierung des Manuellen kein erwachsener Mensch in der sechzehnstündigen Arbeitszeit des Tages auch nur mit der Arbeit des Sich-Ankleidens und Frühstückens fertig werden könnte*). Dasselbe Gesetz geregelte Reaktion, wie sie der konfessionell hansetzung jedes andern Handelns. Jene durch Tradition und Gesetz geregelte Reaktion, wie sie der konfessionell handelnde Mensch übernimmt, ist aber nicht nur um ihres Automatismus wegen wertvoll, sondern sie ist zugleich

*) Hannah Withall Smith schildert in ihren von Ray Strachey unter dem Titel „Religious Fanaticism" herausgegebenen Papieren unnachahmlich drastisch, wie für Menschen, die sich in allen Einzelheiten der „Führung Gottes" oder der Stimme ihres Gewissens anheimgeben wollen, das Leben schließlich unerträglich wird. Hannah Smith selbst ist Quäkerin. Aber ihr gesunder Menschenverstand lernte den Wert der Konvention um so mehr schätzen, je mehr solche unbedingte Gotteskinder sie kennen lernte.

die (nach sorgfältiger Überlegung umsichtig gewählte und durch tausendfache Erfahrung als die für den Normalfall am besten passende) erprobte Reaktion. Sie ist Rassenerfahrung, Massenweisheit, Sublimierung von Prozessen, denen das vereinzelte Individuum niemals gewachsen gewesen wäre, eine Abbreviatur seiner Aufgabe, eine nicht zu verachtende psychische Entlastung; all dies freilich nur solange, als dieser Automatismus nicht lebensfremd geworden ist, sondern wirklich die beste Reaktion auf den Normalfall bildet.

Hier gilt es, sich nun der doppelten Beschränkung alles kasuistisch Normativen bewußt zu bleiben. Es ist „vergänglich" und „unzulänglich". Es ist zeitlich bedingt, d. h. mit Ablauf der Periode, aus deren Geist heraus es geprägt wurde und für deren Geist es echter Ausdruck ist, nicht mehr richtig. Denn dann bildet es nicht Ausdruck, sondern Maske, Zwangsjacke, nach der sich zu verbilden ein Lebendes gezwungen wird. Aber auch für die eigene Zeit erfaßt es nie alle Möglichkeiten, nie alle Feinheiten. Es schablonisiert. Und es typisiert — dabei nicht einmal immer ganz richtig. Denn niemals deckt sich Ausdruck und Auszudrückendes vollkommen. Und niemals kann das Recht alle Möglichkeiten des Lebens voraussehen oder vorwegnehmen. Es bleiben Lücken. Je kasuistischer es sich verfeinert, desto mehr verstrickt es sich in seine Fehler, denen es ausweichen will; desto weniger erfüllt es seine Aufgabe, „Ausdruck" zu sein, „Form", Stütze, Hinweis auf ein Ewiges.

Aber der praktische Jurist steht den viel zu häufigen Behauptungen sehr skeptisch gegenüber, daß etwelche vorliegende Verhältnisse eine „Ausnahme" bilden, die eine „Abweichung von der Regel" gewährleisten. Jeder Liebende glaubt, daß seine Liebe die große Ausnahme sei, die den Bruch der Normalgesetze rechtfertigt; jeder Spekulant glaubt, daß sein Projekt bestimmt gelingen muß und jedes Risiko (auf Kosten des Anderen) erfordert. Und Keiner gesteht dieselbe Freiheit einem Anderen zu. Die große Ausnahme, die wirkliche Ausnahme im gewöhnlichen Leben bildet es, wenn Jemand der Ansicht ist, Verhältnisse verlangten von ihm selbst außergewöhnliche Opfer, gewährten nicht etwa außergewöhnliche Rechte.

Aber auch diesen idealen und selbstlosen Typen gegenüber ist eine möglichst klare und möglichst durchdachte Anweisung für richtiges Verhalten keineswegs überflüssig. Wer auf Rechte verzichtet, verzichtet damit sehr oft auch — nicht immer wissentlich — auf Pflichten, die ihm meist von Sitte und Brauch nicht grundlos auferlegt wurden. Wiederum zeigt die Praxis, daß solches Sich-Hinwegsetzen über gesetzliche Regelungen auf die Dauer schädlichen Einfluß übt, auch wenn es aus edlen Beweggründen geschah. Man findet z. B. jetzt immer häufiger Frauen, welche während der Ehe oder anläßlich einer Scheidung für sich und ihre Kinder auf die Alimentierung durch den Mann verzichten; und fast regelmäßig führt dieser Verzicht zu schweren Schädigungen für die Kinder, ohne daß er dem Manne von nennenswertem Vorteile wäre.

Freilich: das „Recht" in dieser Gestalt, nämlich als Praxis des Alltags, als eine erhöhte Lebensschule und Systematik, als die erprobte Reaktion auf die Durchschnittsereignisse des täglichen Lebens, steht leider unserem Volksleben ebenso ferne, als ihm der Gedanke von einer sich im Rechte verwirklichenden idealen Sehnsucht fern liegt, der Gedanke vom Recht als dem irdischen Spiegelbild der idealen Gerechtigkeit. Es widerstrebt uns, den „Kampf ums Recht" zu kämpfen. „Ich habe noch nie etwas mit dem Gericht zu tun gehabt" — das gilt dem Volk als eine Art Sittenzeugnis oder Adelsbrief. Man trachtet, sein Leben jenseits oder unabhängig vom Recht zu gestalten. Und infolgedessen hat das Recht tatsächlich es sich gestatten können, so mancher Entwicklung um Jahrzehnte oder Jahrhunderte nachzuhinken, oder Theorien nachzustreben, die in der Praxis keinen Grund hatten, ja ganz sinnlose Fiktionen aufzustellen. Zum Beispiel im österreichischen Allg. Bürgerlichen Gesetzbuch die, daß der Mann der alleinige Leiter des Haushaltes sei. Deshalb hat es sich zum Herrn über die Tatsachen der Wirtschaft aufwerfen zu können geglaubt, wie u. a. in der Währungsfrage. Aber trotzdem kann der unterirdische und unbewußte Einfluß auch einer solchen Rechtsordnung sehr hoch veranschlagt werden. Zumindest garantiert sie Ordnung.

Ich denke dabei nicht nur an die Bedeutung des Rechtes als Zaun für den sittlich Tieferstehenden; sondern ich erinnere an die Vielen, die ihrem eigenen Urteil, mit Recht oder Unrecht, nicht gerne trauen, die sich nicht gerne überhalten lassen und nicht gerne mehr Rechte gewähren, als sie eben müssen. Das ist nicht immer Eigennutz, sondern sehr oft das Bewußtsein der eigenen allzu großen Nachgiebigkeit. Es gibt Menschen mit weichem Herzen und rauher Außenseite, die nichts so sehr fürchten, als daß man ihre Liebe mißbraucht oder sie für schwach, allzu nachgiebig und abhängig hält. Solche Menschen werden ihrer Umgebung genau geben, was durch Gesetz oder Brauch bestimmt ist, und nicht um ein Jota mehr. Denn jedes kleine Zugeständnis, das die feste, objektiv gezogene Grenze überschritte, würde auch die Grenze ihres Widerstandes einreißen; wo sollen sie gegenüber endlosen Forderungen nur ein Ende machen? Es liegt eine psychologische Wahrheit darin, wenn der Schulze vom Oberhof sich weigert, trotz der Hitze des Sommertages auch nur eine seiner neun zeremoniellen Westen abzulegen, mit der Begründung, daß, wo einmal der feste Brauch erschüttert sei, man von ihm mit gleichem Rechte auch noch das Ablegen aller Westen, des Rockes und zuletzt auch noch des im Sommer ebenfalls störenden Hemdes verlangen könnte, so daß man leicht beim Adamitentum landen würde, sobald man erst aufhört, neun Westen übereinander zu tragen. Und aus derselben Scheu vor der eigenen Schwäche begründet auch Shaw in der „Heiligen Johanna" die Einrichtung der Inquisition, wieder nicht ohne Grund; und aus demselben Grund eben wendete sich der Protestantismus gegen jede Vorherrschaft des Legalismus, eben weil er die Sittlichkeit veräußerlicht und schwächt. Das hilft aber doch nichts gegenüber der Tatsache, daß dieser der gesetzlichen Regelung bedürftige Typus Mensch sehr zahlreich ist. Und gerade in den intimsten Beziehungen der Menschen zu einander, wo jede Schwäche am schärfsten hervortritt, herrschen deshalb die äußerlichen Regelungen von Sitte und Gesetz viel stärker, als man meint. Jeder Mißgriff des Gesetzgebers rächt sich an unzähligen Unglücklichen. Deshalb ist die offenbare Sorglosigkeit, mit der viele edle Menschen diesem scheinbar untergeordneten Gebiet gegenüberstehen, ebenso verderblich wie der Gedanke utopistischer Idealisten, durch den langen Arm des Gesetzgebers volksfremde Ziele verwirklichen zu können.

2. Das österreichische Familienrecht in der Praxis

Das Familienrecht ist heute in allen Staaten der schwächste, empfindlichste Punkt. Ganz natürlich. Denn gerade hier sind die größten Veränderungen vor sich gegangen. Wüßte man es nicht aus der Praxis, so müßte man es voraussetzen, daß das Familienrecht von gestern für die Ehebindung von heute nicht die beste Lösung der Durchschnitts-Verhältnisse bieten kann. Deshalb muß zielbewußtes Streben um die unentbehrliche neue Form einsetzen. Daß Österreich dabei zugleich hofft, zu einer Rechtseinheit mit dem Deutschen Reiche zu gelangen, ist selbstverständlich. Denn Kulturverschmelzung setzt auch Einigkeit in Grund-Lebensanschauungen voraus. Das heißt aber nicht, daß Österreich auf alle und jede Errungenschaft seiner langen geschichtlichen Selbständigkeit

verzichten will. Im Gegenteil: es glaubt, in die Gemeinschaft einen nicht geringen Fonds bewährter Institutionen einbringen zu können, die sich dem deutschen Rechtsbesitz bereichernd einfügen ließen, wie es selbst der Anpassung an das deutsche Recht bedarf.

Das österreichische a. b. G. B. besteht seit dem Jahre 1811 im Wesentlichen ungeändert. Das Familienrecht geht sogar zum großen Teil in noch frühere Zeiten zurück. Dennoch ist es wesentlich moderner, als die meisten anderen europäischen Rechte, die aus dem späten vorigen Jahrhundert stammen. Das hat seinen Grund darin, daß das österreichische Familienrecht von Kantschen Prinzipien getragen ist und es sich zum bewußten obersten Grundsatze machte (unbewußt waren sehr anders gerichtete Gegenkräfte daneben wirksam), die gegenseitige Freiheit der in einer Familie vereinigten Personen nach Möglichkeit zu wahren. Das gilt sowohl für die persönliche Freiheit der Frau dem Gatten gegenüber wie für die der Kinder gegenüber den Eltern. Der Gesetzgeber (wie Zeiller, der Redaktor des bürgerlichen Gesetzes selbst, in seinem Kommentar ausspricht) wollte die Ehe als eine auf gegenseitiger Übereinstimmung gegründete „Dyarchie" organisieren und die Gatten dazu verhalten, sich über die zu ergreifenden Maßnahmen, soweit sie den ehelichen Haushalt betreffen, zu „verständigen". Im übrigen sollten sie aber in ihren Rechten so wenig beeinträchtigt sein, wie nur möglich. Das führte an positiven Bestimmungen u. a. zu jener, daß das Vermögen der Frau, wenn keine entgegenstehenden ausdrücklichen Abmachungen getroffen sind, ihr Eigentum und in ihrer Verwaltung bleibt, und daß dem Manne kein Einspruchsrecht gegenüber Verträgen zusteht, welche die Frau bezüglich ihrer Person oder ihres Eigentums getroffen hat — so wenig wie der Frau dem Manne gegenüber. Die Frau kann selbständig und ohne Einwilligung ihres Gatten klagen und geklagt werden; vergreift sich der Ehegatte an dem Eigentum seiner Frau, so ist das eine über Anzeige der Frau strafrechtlich zu ahndende „Entwendung"; Mißwirtschaft der Frau bezüglich ihres eigenen Vermögens kann nur durch eine gerichtliche Entmündigung wegen Verschwendung abgestellt werden u. a. m.

Diese Tendenz des Gesetzgebers, welche sich mit den Bestrebungen der Zeit und auch mit dem Volkscharakter berührte, in einem Lande, wo unter dem frischen Eindruck der segensreichen Regierung einer hervorragenden Herrscherin dieses Gesetz kompiliert wurde, führte zu einer ziemlich reibungslosen und gedeihlichen Entwicklung des Familienlebens. Eine ganze Reihe von Konflikten, die die deutschen Gerichte zu behelligen pflegen, sind einfach entfallen, ohne daß, was eigentlich erstaunlich ist, die Unabhängigkeit zu einer weitgehenderen Emanzipierung der Frauen im allgemeinen geführt hätte. Im Gegenteil. Die Frauenbewegung in Österreich war nie militant, nie antimaskulin und nie vermännlicht. Der große Durchschnitt der Frauen hat in Österreich, genau so wie in Deutschland, das Vermögen dem Manne zur Verwaltung und damit auch zur Fruchtgenießung faktisch überlassen, einfach, weil der Gesetzgeber es nicht „verboten" hatte (wie es das schwedische Gesetz z. B. tut), bloß aus dem Beweggrund, daß es nun einmal so Brauch sei. Das hat sich besonders kraß in der Nachkriegszeit gezeigt. Eines der wichtigsten Besitztümer bildete damals die Wohnung. Damit eine Wohnung aus dem Besitz einer Frau in den des Gatten übergehe, war eine recht komplizierte technische Manipulation, die Umschreibung, notwendig. Dennoch gelang es meistens den „einheiratenden" Männern, unter Berufung darauf, daß sie doch nicht gleichsam „als Untermieter" in der Wohnung der Frau erscheinen dürften (eine Entstellung der tatsächlichen Lage), oder unter Berufung auf ihr gebräuchliches soziales Übergewicht, das nicht geschmälert werden dürfe, die Frauen zu einem Verzicht auf ihre Mietrechte zu bewegen. Nur bei den an sich selbständigen Naturen führte dieses Gesetz dazu, daß sie reibungsloser ihre Eigenart betätigen konnten und daß sich eventuelle Mißstände der männlichen Verwaltung leichter abstellen ließen.

Soweit das Gesetz die moralische und persönliche Freiheit der Frau schützen wollte, hat es sich durchgesetzt; genau so weit, als er sich mit den Tendenzen der Zeit und mit der sozialen Wirklichkeit berührte. Das Gesetz ist nur insofern Realität geworden, als es Verkörperung des wirklichen Strebens nach Freiheit und Ebenbürtigkeit war. Wo es sich aber auf Einzelheiten einlassen wollte, hat es glatt versagt und viele Schwierigkeiten verursacht.

Ein Beispiel. Zur Durchdenkung einer echten Dyarchie war jene Zeit des aufgeklärten Absolutismus nicht reif, und so sah sich Zeiller gedrängt, seinem paritätischen Grundaufbau einen monarchischen Oberbau hinzuzufügen. Dem Gatten wurde die Regelung der wichtigen Angelegenheiten zugesprochen, ihm obliegt es, das „Hauswesen zu leiten". Die Frau ist „verbunden, dem Manne in seinen Wohnsitz zu folgen, in der Haushaltung und Erwerbung nach Kräften beizustehen, und, so weit es die häusliche Ordnung erfordert, die von ihm getroffenen Maßregeln sowohl selbst zu befolgen als befolgen zu machen". Sie hat dabei kein positives Recht auf Leitung des Haushaltes. Theoretisch kann der Mann sie vollständig ausschalten. Dafür aber, daß ihm dieses Recht eingeräumt wurde, hat er der Frau, ohne Rücksicht auf eigenes Vermögen oder Erwerb, den „standesgemäßen Unterhalt" zu bieten. Hier hat der Gesetzgeber versucht, seine Theorien über Billigkeit und Gerechtigkeit (Hingabe der Frau, Großmut des Mannes) in die Praxis umzusetzen. Und was ist daraus geworden? Die Bestimmung, daß der Mann den Haushalt zu leiten habe, wurde von der entgegenstehenden Sitte einfach annulliert. Konflikte wegen zu intensiver Einmischung des Mannes in das häusliche Leben zählen bei der städtischen Bevölkerung zu den verschwindendsten Ausnahmen. Viel eher beklagen sich die Frauen über die Verständnis- und Interesselosigkeit der Männer in allen hauswirtschaftlichen Fragen, weil diese in ihrer vollen Unerfahrenheit in wirtschaftlichen Dingen von der Frau die unmöglichsten Leistungen verlangen, wenn sie ihr nur einen Teil ihres Einkommens als Wirtschaftsgeld eingehändigt haben, ohne sich zu irgend einer konkreten Anordnung oder auch nur zu einem Durchdenken der häuslichen Einteilung entschließen zu wollen. Und ganz ebensowenig hat die Anordnung geholfen, daß der Mann allein für den Unterhalt der Familie aufzukommen habe. Früher haben die meisten Frauen ihr Vermögen dem Manne als Mitgift eingehändigt; auch die Einkünfte ihres freien Vermögens wurden, sei es vom Manne, wenn er es verwaltete, sei es von den Frauen selbst, als Zuschuß zum Haushalt verwendet. Heute geht auch das Berufseinkommen der Frau fast ausnahmslos, soweit es nicht den persönlichen Bedürfnissen der Frau dient, als Beitrag zu den Aufwendungen im Haushalte auf. Und in den letzten Jahren ist, besonders in den wirtschaftlich schwächeren Kreisen, sogar die sehr bedenkliche Erscheinung aufgetreten, daß Männer geradezu mit der Erwerbstätigkeit der Frau rechnen und sich weigern, zum Haushalte auch nur „beizutragen", indem sie versuchen, finanziell ihr Junggesellenleben fortzusetzen. Das Gesetz aber hilft der Frau in solcher Lage nicht: das ist bedeutsam für Wesen und Art des Gesetzes, obwohl die landläufige Meinung gerade das Gegenteil zu erwarten pflegt. Es umreißt den Rahmen des Lebens, ist Rat, Richtschnur. Wo aber dieser Rat auf Widerstand stößt und man, um das Gesetz durchzusetzen, meint, auf seine Zwangsmittel zurückgreifen zu können, erkennt man, daß diese angeblichen Zwangsmittel den Unwilligen nicht zwingen. Die Frau kann wohl im Klagewege von ihrem Mann den Unterhalt ver-

langen; indeß: die Exekution wird, außer bei einem Festangestellten, meist versagen, so daß sie finanziell nicht besser daran ist als zuvor, und das bloße Anrufen des Gerichtes wird als so abnorm empfunden, daß sich die Frau kaum dazu entschließen wird, solange ihr an der moralischen Aufrechterhaltung des ehelichen Lebens noch etwas liegt. Da ist es klüger, sie läßt sich gleich scheiden. Und sie wird es in praxi auch tun, wenn ihr nicht aus irgend einem (meist moralisch gar nicht zu billigenden) Grunde an der Aufrechterhaltung der Ehe unter allen Umständen, d. h. daran gelegen ist, dem Manne um keinen Preis seine Freiheit zu geben.

Man könnte nun sagen, daß in Fällen so weitgehender Pflichtvergessenheit, wie wenn der Mann seine Alimentationspflichten versäumt, in der Häuslichkeit schon solche Zerrüttung besteht, daß am besten der falsch zugeknöpfte Rock wieder ganz aufgeknöpft werde. Aber solche Zerrüttung ist oft erst das Ende einer längeren Entwicklung. Am Anfang stehen kleine Mißhelligkeiten, Mißverständnisse; ich erinnere mich einer Ehe, die daran zerbrochen ist, daß der Mann nicht eher Etwas zum gemeinsamen Haushalt für Frau oder Kind beisteuern wollte, ehe er nicht ein schuldenfreies Einfamilienhaus erspart habe. Er gönnte sich selbst auch nichts; er wurde ein pathologischer Geizhals; die Ehe zerbrach und zerfiel. Das Gesetz konnte nicht anders, als die Scheidung aussprechen, denn die vorhergehende Verurteilung zur Zahlung einer Alimentation hatte brutalste Attentate auf die Frau provoziert. Und keine Macht war da, die mäßigend und aufklärend eingegriffen hätte. Wir haben leider nicht die Institution des Familienrates; wir haben vor allem nicht das Zutrauen zum guten Willen und zur Einsicht dritter Personen, die einem jungen Paar in seinen oft leicht behebbaren Irrungen und Wirrungen beistehen könnten. Dazu taugt auch nicht „meine Schwiegermutter" noch „deine Schwiegermutter", nicht „meine Leute" und nicht „deine Leute", nicht Freundinnen, sondern nur Vertrauenspersonen, Schlichter. Diese Rolle aber kann der Streitrichter nicht spielen, zumal er noch dazu aus dem eben erörterten Grunde, daß man dem Gericht nach Möglichkeit fern bleibt, meist viel zu spät gerufen wird. In diesem Falle ist der Standpunkt des deutschen Gesetzes, daß von vornherein gewisse eheliche Gebote oder Verbote nur mit Zustimmung des Richters ausgesprochen werden können, bei weitem vorzuziehen. Doch muß diese schlichtende Intervention noch bedeutend ausgebaut werden. Denn die echten Interessenkonflikte zwischen den Ehegatten werden sich voraussichtlich eher vermehren; und in solchem Falle kann nur ein objektiver Dritter, nie die Beteiligten selbst, das Richtige erkennen und zumal eine Maßnahme durchführen lassen, ohne daß einer der Gatten das Gefühl des Nachgebens, Sich-Demütigens oder des Übervorteilt-Seins hat.

An sich wird ja solche Intervention, wenn sie nur genügend regelmäßig auftritt oder genügend fest verankert ist, nicht störend empfunden. Das Ehewidrige ist nicht die Beiziehung eines Dritten, so wenig etwa die Aufklärung oder der Rat eines Frauenarztes als ehewidrig empfunden werden, sondern das Außerordentliche und Verzögerte dieses Schrittes, der, in Österreich wenigstens, *immer* zu spät erfolgt. Auf die Rechtzeitigkeit und Normhaftigkeit der Intervention des befugten Dritten aber kommt es an. Schlichtet er, *ehe* aus der einzelnen sachlichen Differenz Verbitterung und Abneigung erwachsen konnte, stiftet er Segen. Später besteht der Reiz auch unabhängig von seiner sachlichen Veranlassung weiter. Darum, weil sie eben auf diesem Präventio-Grundsatz aufgebaut war, hat sich jene andere Einrichtung so gut bewährt, mit der der österreichische Gesetzgeber die Unabhängigkeit der Kinder den Eltern gegenüber zu wahren versuchte. Vom vierzehnten Jahr an kann nämlich ein Kind, das mit der von den Eltern (bzw. dem Vater) getroffenen Berufswahl nicht einverstanden ist, sich an das Vormundschaftsgericht um endgültige Entscheidung wenden, welches letztere nach billigem Ermessen entscheiden wird. Hat ein Kind eigenes Vermögen, so ist der Vater nur dessen Verwalter, und zwar unter Oberaufsicht desselben Vormundschaftsgerichtes; die Einkünfte dürfen nur zu Gunsten des Kindes verwendet werden und ein etwaiger Überschuß wird für das Kind im Einvernehmen mit dem Gerichte angelegt. So kraß dieser Eingriff in die väterlichen Rechte scheint, so gut hat er sich in der Praxis bewährt. Er hat dazu beigetragen, in sehr weiten Schichten die Idee zu verbreiten, daß die Eltern dazu da sind, ihre Kinder vor den Fährlichkeiten des Lebens zu schützen und daß sie dabei unter der beständigen Aufsicht der Öffentlichkeit stehen, wie sie sich in den von der Bevölkerung ganz besonders geschätzten Pflegschaftsgerichten verkörpert.

Aus den Erfahrungen des österreichischen Familienrechtes ergibt sich also die Forderung nach Elastizität des Gesetzes, und zugleich nach einer Instanz, die mit Menschlichkeit und Billigkeit eingreifen kann, solange es noch Zeit ist. Das schwedische Recht hat diese Grundsätze schon vielfach einzubauen versucht, insbesondere wo es sich um die kontinuierliche Regelung der sehr wichtigen finanziellen Fragen handelt. Das schwedische Recht hat auch die finanzielle Unabhängigkeit der Frau endgültig gesichert, indem es die Mitgift verbot. Dennoch wäre heute eine *solche* Regelung in Deutschland und Österreich noch nicht Ausdruck wirklicher Verhältnisse. Solange die Abhängigkeit der Frau *faktisch* so groß ist, darf der Gesetzgeber nicht die Fiktion ihrer Selbständigkeit aufstellen. Wohl aber muß er eine Stelle schaffen, wo ihre berechtigte Selbständigkeit auf die sachliche Grundlage geprüft wird, so daß die soziale Voraussetzung einer wirklichen Dyarchie entsteht: nämlich der Glaube bei den Männern, daß die Frau nicht nur ihren „Kopf durchsetzen", sondern manchmal auch eine sachliche und möglicherweise berechtigte Anschauung verfechten will, wenn sie einen eigenen Standpunkt behauptet.

3. Die Macht des Gesetzgebers

Auch im Scheidungsrechte (die Terminologie wird noch deutschem Brauche angewendet, der dem des österreichischen Rechts gerade entgegengesetzt ist) ist die dem richterlichen Ermessen und dem Parteienwillen große Freiheit einräumende Elastizität des österreichischen Rechtes von guten Erfolgen begleitet gewesen. Wo es rigoros und kasuistisch war, hat es versagt und ist schnell veraltet.

Das österreichische Scheidungsrecht genießt im Auslande einen nicht ganz verdienten schlechten Ruf. Es ist freilich tatsächlich noch ein konfessionelles Recht. Dem Katholiken wird keine Scheidung, sondern nur eine Trennung ermöglicht; dem nichtkatholischen Christen steht die Wahl zwischen Scheidung und Trennung offen (wobei die Scheidungsgründe nicht ganz glücklich formuliert sind), und gar die Judenehen sind dahin geregelt, daß eine Scheidung (außer im Falle des Ehebruches der Frau) nur auf Grund gegenseitigen Übereinkommens möglich ist. Diese Differenzierung wird, als den heutigen Verhältnissen durchaus nicht entsprechend, vielfach bekämpft. Interessanterweise entspricht sie weder dem katholischen noch dem protestantischen noch dem jüdischen Eherecht. Sie gibt sich konfessionell und gibt keiner Konfession wirklich ihr kirchliches Eherecht. Aber die Betonung konfessioneller Grundsätze im weltlichen Rechte wird überhaupt und an sich bekämpft und erwies sich tatsächlich als vollkommen untunlich. Die Menschen sind zum großen Teil nicht mehr kirchlich genug, um ihre Rechtsbegriffe sich kirchlich differenzieren zu lassen. Ein Großteil sieht nicht mehr ein, warum für den Katholiken etwas „unsittlich", rechtlich unerlaubt, sein soll, was für den Protestanten erlaubt

ist. Die Dispensfrage*) mit ihrer ganzen Gegeneinanderarbeit von Seiten der verschiedenen höchsten Gerichtshöfe ist natürlich ein Hohn auf alles Rechtsgefühl. Aber praktisch hat die katholische Bevölkerung damit die Möglichkeit der rechtsgültigen, vorläufig unanfechtbaren Wiederverheiratung errungen — der Praxis ist für den Augenblick genug getan. Und die Schuld an dem bestehenden Wirrwarr trägt wahrlich nicht die Justiz, sondern die Politik; die Richter z. B. haben oft genug eine Reform des Eherechtes urgiert, die ihnen die Anwendung veralteter Gesetze ersparen würde.

Im übrigen zeigt das österreichische Recht mit seinem Nebeneinander von Scheidungsmaximen, daß das Ansteigen und Abschwellen der Scheidungskurven durch ein Gesetz nicht bestimmt und kaum beeinflußt wird. Doch diese Binsenwahrheit bedarf nicht langer Erörterung.

Wichtiger ist es, eine andere Besonderheit des österreichischen Rechtes zu diskutieren: den weiten Raum, den es bei Ehetrennung und Ehescheidung dem Parteienwillen einräumt.

Diese freundlichste Seite des österreichischen Scheidungsgesetzes, sein bewährtester Grundsatz ist einer, der dem deutschen Recht fremd ist und in Deutschland den schwersten Bedenken begegnet: nämlich der Auftrag an das Gericht, bei Trennungen, aber auch bei Scheidungen möglichst auf ein Einvernehmen der Parteien in allen Fragen der Vermögensregelung und der Obsorge der Kinder hinzuarbeiten. Bei Trennungen hat der Richter, wenn die Parteien einverständlich diese begehren und zugleich angeben, daß sie sich über die vermögensrechtlichen Fragen und die Erziehung der Kinder geeinigt haben, weder nach den Gründen der Trennung noch nach den Einzelheiten dieser Regelung zu fragen. Zeiller meinte, daß die Gründe einer ehelichen Zerrüttung so subtil seien, daß sie überhaupt nicht richtig dargestellt werden könnten, und daß nur die Ehegatten selbst darüber befinden könnten, ob ihre Ehe wirklich zerrüttet sei. Diese Zurückhaltung des Gerichtes hat durch etwa 100 Jahre keine von den üblen Folgen gehabt, die man in Deutschland befürchtet, wenn die Ehe scheinbar ganz in den Willen der Parteien gestellt wäre. Sie hat nicht die Achtung vor der Heiligkeit der Ehe vermindert, nicht die Ehescheidungen leichtsinniger gestaltet. In letzter Zeit erst hat diese Diskretion zu gewissen Mißbräuchen geführt, indem Frauen, allzu leicht überrumpelt durch die Brutalität des Gegners oder aus falscher Feinfühligkeit auf die ihnen zustehende Alimentation verzichteten, so daß menschenfreundliche Richter sich jetzt außeramtlich mit den Parteien besprechen und vor ihnen unbillig scheinenden Vergleichen zu warnen pflegen; wiederum ein Vorstoß in der oben angezeigten Richtung. Aber das ändert nichts an der Richtigkeit des alten Grundsatzes.

Daß den Kindern durch Vereinbarungen der Eltern kein Abbruch geschieht, dafür ist ausreichender gesorgt. Jede Vereinbarung über Verpflegung und Erziehung der Kinder kann von den Ehegatten nur vorbehaltlich der obervormundschaftlichen Genehmigung geschlossen werden. Diese Genehmigung ist nun sehr häufig eine bloße Formalität. Aber allzu krasse Mißgriffe wird sie doch verhüten. Und, was das Wichtigste ist, diese Vereinbarung kann von dem Vormundschafts- oder Jugendgericht bei geänderten Verhältnissen jederzeit umgestoßen werden, wenn dies im Interesse des Minderjährigen liegt, nicht ganz ohne Rücksicht auf das Verschulden an der Ehetrennung (so daß oft vor dem Jugendgericht dann doch noch die Verschuldensfrage abgehandelt wird, aber doch in den gemilderten Formen des außerstreitigen Verfahrens), aber vorwiegend mit Rücksicht auf das Wohl des Jugendlichen.

Einzelne unangenehme Nebenerscheinungen, wenn nämlich zeitweise die finanziellen Fragen allein die Lage zu beherrschen scheinen, oder die Einwilligung zu einer Trennung von finanziellen Fragen abhängig gemacht wird, mögen wohl peinlich berühren. Aber sie verschwinden neben dem überwiegenden moralischen Vorteil einer Vermeidung von gleich erbitterter Erörterung persönlicher Verfehlungen.

Indes: es wird immer behauptet, daß der Staat ein Interesse an dem Bestande der Ehe dadurch bezeige, daß er die Scheidung erschwert oder verhindert, und beides geschehe dadurch, wenn dem Parteienwillen keine Freiheit gelassen wird. Erkenne der Staat die Parteiendisposition an, so gebe er die öffentrechtliche Wirksamkeit der Ehe preis und verzichte auf ihre Heilighaltung. Ich glaube, daß hier eine Reihe psychologischer Irrtümer obwalten. Die Erschwerung der Ehescheidung befördert wohl allenfalls das Bestehenbleiben des Ehebandes, d. h. einer rechtlichen Fiktion (die Statistik scheint das Gegenteil zu erweisen), aber nicht einer Ehe; nicht einmal das äußerliche Beisammensein der Gatten kann so erzwungen werden. Wenn Sitte und Brauch mit dem Gesetze konform gehen, so werden gewisse Außerlichkeiten gewahrt bleiben. Damit aber geschieht der Heiligkeit der Ehe kein Dienst; und ob den Kindern ein Dienst geschieht, ist sehr die Frage. Sind es edle starke Charaktere, fähig, ihr Unglück stillschweigend zu tragen, denen solches auferlegt wird, dann ist den Kindern ein Hafen erhalten. Aber es ist anzunehmen, daß ihnen dieser Hafen dann auch ohne äußeren Zwang erhalten bliebe. Die Ehe ruht, das müssen wir uns ganz klar machen, auf der sittlichen Höhe und Verantwortlichkeit der Gatten, und zwar ganz allein darauf. Das Recht kann ihnen helfen, sich den rechten Rahmen zu spannen, sich in typischen Schwierigkeiten auf die typisch beste Weise zu helfen, aber es kann auf keine Weise unsittliche Menschen in sittliche verwandeln. Während es bei anderen Lebensverhältnissen etwa mit einem äußerlichen Befolgen der gesetzlichen Vorschriften noch sein Genügen finden kann, ist dies ja bei der Ehe nicht der Fall. Hierüber hilft kein Augenverschließen hinweg.

Und doch bedeutet Scheidung in den meisten Fällen nicht mehr und nicht weniger als den materiellen wie den moralischen Ruin für beide Gatten und ihre Kinder. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind derartige, daß ein Mann mit Mühe — vielleicht — eine Familie ausreichend ernähren kann. Tritt aber eine Verschiebung der Familienverhältnisse ein und Verpflichtung zu Alimentationen (das gilt auch im Verhältnis der unehelichen Kinder zu ihren Vätern, und um so mehr, je mehr diese vom Gesetz begünstigt werden), so ist ein Auskommen meist nicht mehr zu finden, und eine endlose Kette von Prozessen spinnt sich an. Daß die Praxis hierbei, wenigstens in Österreich, die zweite Gattin und die zweiten Kinder vor der ersten bevorzugt, ist ein Hohn auf den Geist eines Gesetzes, das die Ehe heilig zu halten verspricht. Es liegt eine große Lockung für viele Männer darin, der wohl nicht nur Österreicher unterliegen, daß sie sich durch eine Scheidung den materiellen Lasten einer Familie entziehen können. In einem Falle hatte ein Angestellter der Sicherheitspolizei fünf Kinder und eine lungenkranke Frau, die

*) In einigen Ländern (derzeit nur mehr im Lande Wien) wird den katholischen Getrennten die Wiederverheiratung dadurch ermöglicht, daß die Verwaltungsbehörde ihnen (nach Austritt aus der katholischen Kirche) „Dispens“ vom „Ehehindernis des bestehenden Ehebandes“ erteilt. Bis vor kurzem wurden solche Ehen von den Zivilgerichten für ungültig erklärt, weil den Verwaltungsbehörden zwar das Recht zur Erteilung von Dispensen im allgemeinen zustehe, niemals aber von einem strafbaren Tatbestand (Verbrechen der Bigamie) dispensiert werden könne, der dadurch gesetzt wird, daß ein „Dispensehegatte“ zwei gesetzliche Ehegenossen hat und tatsächlich unbehelligt legale Polygamie betreiben könnte. Vor einigen Monaten aber hat der Verfassungsgerichtshof entschieden, daß eine Ehe, die auf Grund eines formell richtigen Dispenses geschlossen wurde, gültig sei. Seitdem bringt der Ehebandsverteidiger jeden Fall von Anfechtung vor den Verfassungsgerichtshof, wo die (individuelle) Ehe für gültig erklärt wird.

zwar neben Versorgung der Wirtschaft noch einer Berufstätigkeit nachging, aber ohne nennenswerten Verdienst. Solange die Ehe bestand, mußte der Mann nun natürlich den größten Teil seines wirklich kargen Gehaltes in die Wirtschaft geben. Als aber die Scheidung (aus seinem Verschulden) ausgesprochen war, wurde für ihn zuerst das Existenzminimum ausgemessen, weit mehr als die Hälfte seines Gehaltes, und die Mutter nachdrücklich auf ihre subsidäre Verpflichtung aufmerksam gemacht, die Kinder zu erhalten. Nach dem für die Mutter erübrigenden Existenzminimum fragte Niemand. Der geschiedene Gatte war plötzlich von allen Sorgen befreit. Die Mutter wird die öffentliche Hilfstätigkeit in Anspruch nehmen, was ihr vorher, mit Rücksicht auf die Stellung des Mannes nicht möglich gewesen wäre.

Es ist in den weitesten Kreisen noch lange nicht klare Erkenntnis dieser Zusammenhänge verbreitet. Viel zu wenig werden die materiellen Tatsachen beachtet.

Man wird nun sagen, daß diese Frau nicht in die Scheidung hätte zu willigen brauchen, daß gerade dieser Fall, wo die Scheidungslust des schuldigen Mannes die Ehe sprengen konnte, beweise, daß das österreichische Gesetz schlecht ist. Aber wenn man in der Praxis das Martyrium sieht, das solche Männer ihren Familien bereiten, wenn man weiß, daß tatsächlich meist auch bei weiterem Bestehen der Ehe die Interessen der Familienglieder gegenüber der Brutalität gerade der Schuldigen nicht geschützt sind, so erkennt man, daß mit einem Zwang zum Beisammenbleiben Niemandem geholfen ist. Geholfen wäre erst, wenn die Öffentlichkeit zum Bewußtsein erwachte, daß es ihre Sache ist, diesen Opfern wenigstens eine materielle Genugtuung zu verschaffen. Wenn die Ehegatten wüßten — und das richtet sich nicht nur gegen die Männer — daß sie wirklich die vollen Lasten werden tragen müssen, die mit einer standesgemäßen Erziehung der Kinder verbunden sind, und daß diese Lasten sich bedeutend vergrößern, sobald die Ehe geschieden ist, so würden leichtsinnige Scheidungen unterbleiben.

Was das Recht zur Heiligung der Ehe tun kann, ist nur, daß dafür gesorgt wird, daß die Verpflichtungen, die mit Eingehen dieses „Vertrages" verbunden sind, nicht abgestreift werden können. (Denn für das Recht kann die Ehe immer nur ein „Vertrag" sein; von Sakramenten hat das Recht keine Kenntnis, wie das Recht von sehr vielen anderen Erscheinungen des Lebens keine Kenntnis nehmen kann, nicht von Liebe, nicht von Heiligkeit.) Es darf nicht dulden, daß unter dem Vorwand besonderer Heiligkeit es dem pflichtvergessenen Gatten leichter gemacht wird, sich rein weltlichen ehelichen Pflichten zu entziehen, als irgendeiner anderen weltlichen Verpflichtung, wie es bisher praktisch der Fall war.

Damit aber, daß man nicht mehr den Büttel mit der Erzwingung der rechten ehelichen Gesinnung betrauen kann, erhebt sich für die Gesellschaft die Aufgabe der Weckung ehelicher Ethik erst auf der ganzen Linie. Seien wir offen, diese Aufgabe ist noch nicht in Angriff genommen worden. Sie wurde zuerst der Kirche überlassen. Die Kirche ist lange imstande gewesen, sie zu erfüllen. Heute ist das nicht mehr in dieser Weise der Fall. Denn es gibt breite Kreise, die sie nicht mehr erreicht. Ob ihre Methoden heute noch ganz angepaßt sind, wäre auch erst zu untersuchen.

Dann wurde die Erziehung zur Ehe dem Rechte übertragen. Dieses hat mit seinen groben Zwangsmitteln einzugreifen versucht. Es hat auf allen Linien Schiffbruch gelitten. Zuletzt wurde die Literatur und die Medizin mit diesem verantwortlichen Amte betraut. Man kann nicht sagen, daß beide Quellen nicht manches beizutragen vermocht hätten. Besonders die Publizistik ist eine Macht, ohne die heute die Beeinflussung der Massenseele unmöglich geworden ist. Aber sie hat bisher diese Macht mehr zur Verfeinerung der Ehe als zu ihrer Stabilisierung ausgenützt. Das Ideal des Gemeinschaftslebens ist in Mißkredit gekommen neben der Überschätzung des Ideals des Sich-Auslebens*).

So gilt es zu erkennen, daß die Führer heute vor der Aufgabe stehen, die sittlichen Grundlegungen der Ehe durchzuführen. Gesetze, die man heute macht, müssen daher im Hinblick auf kommende Entwicklungen volle Elastizität erweisen. Sie müssen endlich anerkennen, daß die Ehe auf dem Willen und auch auf der Verantwortung der Parteien ruht. Der Staat kann ihnen diese Verantwortung in keiner Weise abnehmen. Jetzt hat er sich nämlich diesen Anschein gegeben und nichts Anderes mit seiner Reglementierung erreicht, als ein Gefühl der Verantwortungslosigkeit und des Ressentiments. Haben sich Gatten in ihrer Wahl geirrt, haben sie im Lebenskampf versagt (denn jede unglückliche Ehe ist ein Versagen der beiden Parteien), dann darf der Staat sie weder gegen ihren Willen zu lebenslänglicher Hölle verurteilen, noch von den Folgen ihrer Handlungen lossprechen. Der Staat muß aber dafür sorgen, daß die Folgen dieses Lebensirrtums nicht Unschuldige, insbesondere nicht die Kinder treffen. Er darf nicht, wie er es jetzt tut, eine Prämie auf Pflichtvergessenheit setzen.

Deshalb muß das kommende Ehescheidungsrecht in weitestem Umfange Billigkeitsrecht sein. Nicht auf fein konstruierte Paragraphen kommt es hier an, sondern daß einem von der öffentlichen Meinung getragenen Ermessen hochstehender Richter Spielraum gelassen ist.

Diese öffentliche Meinung wird sich das richtige Recht erschaffen; nicht umgekehrt. Verschließen wir uns daher nicht länger der Aufgabe, vor allem die öffentliche Meinung aus dem Schlafe zu wecken.

Wien Marianne Beth

*) Den ganzen Komplex der einschlägigen Beziehungen und Affekte behandelt in ausgezeichneter Einfühlung der Roman von Toni Harten-Hoencke: Karolas Scheidung. Berlin und Leipzig, B. Behrs Verlag 1929. 338 S. D H

Das stille Leben

„Ihre Augen waren gehalten, daß sie Ihn nicht erkannten." Diese Worte, um die der tiefe Schimmer der Emmausgeschichte liegt, sind für Vieles gültig. Ganze uns verborgene Welten sind immerdar um uns her: Menschen zunächst unfaßlich sein. Aber wem es sich enteigenes Schicksal, — die Natur. Und im letzten Grund ist es immer Er, den wir nicht darin erkennen.

Aber diese Worte wurden geschrieben, als der Unerkannte sich schon hatte schauen lassen. Es zittert in ihnen etwas von dem Glück des Erkennens.

Welche Tiefen des Lebens tun sich auf, wenn irgendwo der Schleier sich hebt und die nicht mehr gehaltenen Augen die Wirklichkeit finden! Denn jede Erkenntnis steht vor dem Hintergrund eines neuen Geheimnisses.

Eine solche verborgene Welt ist das Leben der Kreatur, vor allem der Pflanzen. Ein so vollkommen lautloses Leben muß ja den lauten Menschen zunächst unfaßlich sein. Aber wem es sich entschleiert hat, der hat auch etwas von Gott erkannt, ob er Ihn nun nennt oder nicht, — und angesichts dieser stillen und gewaltigen Wirklichkeiten wird ihm unendlich viel belanglos, was sich sonst breit macht und in unser Bewußtsein drängt.

Ein hoher Baum an einem Sommermittag, wenn seine Krone von Licht durchflutet ist, oder die reifenden Ährenfelder, von denen jedes seinen eigenen Glanz hat, lassen vielleicht uns alle ahnen, daß es etwas Großes um sie ist. Aber unsere Begegnung mit ihnen wird ungleich erlebnisreicher, wenn wir wissen, was da geschieht, wo der Baum in Licht rauscht und die Ähren in der Glut schwer werden.

Vor kurzem ist aus Indien ein Buch gekommen, das davon mehr zu sagen weiß, als andere bisher, und auf eine ganz besondere Weise*). Es bringt den Ertrag von 30 Jahren exakter Forschung in einer tropischen Pflanzenfülle, ausgeführt mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft und zum Teil mit ganz neu erfundenen Apparaten. Aber indem der indische Forscher so souverän die modernste Technik des Experimentes übte, fühlte er sich bewußt und von Herzen einer uralten Tradition eingegliedert: der edlen Tradition seines Volkes, die allumfassende Wahrheit zu suchen. Dies ist der Grund, weshalb jede Naturerkenntnis ihm wie eine Weihe ist und er keine Teilforschung pflegen kann, ohne die Stelle zu suchen, wo sein Weg in andere Wege mündet.

Mit einer nie zu erschöpfenden Geduld und Erfindungsgabe hat er das stillste Leben, dessen Lautlosigkeit selber sein Geheimnis unangreifbar zu machen schien, um sein Wesen befragt. Es rührt uns seltsam an, wie bescheiden er das tut, und wie ihm neben dem Glück über die erlauschte Lösung eines Rätsels nie die Ehrerbietung vor dem Geheimnis verloren geht, das bleibt.

Über das Buch, das den Inhalt seiner großen wissenschaftlichen Werke in Kürze allen zugänglich zu machen sucht, sagt Bose in seinem Vorwort:

Es ist gelungen, die stummen Pflanzen zu beredten Zeugen ihres inneren Lebens und Geschehens zu machen, indem ich sie ihre eigene innere Geschichte niederschreiben ließ. Diese selbstgeschriebenen Dokumente tun uns kund, daß alle Lebensreaktionen, die wir vom höheren Tiere kennen, sich auch schon im schlichten Leben der Pflanze vorangedeutet finden.

Ich will meinen Leser Schritt für Schritt mit mir führen und ihm zeigen, wie die Wunder des Lebens sich nur allmählich enthüllten, als ich mit künstlich verfeinerten Organen in das Reich des Unsichtbaren eindrang. Die Grenzwälle, die zwischen verwandten Erscheinungen aufzusteigen schienen, verschwanden, und wir sehen Pflanze und Tier als vielformige Einheit auf dem einen großen Ozean des Seins. Durch solche Erkenntnis wird das Geheimnis der letzten Dinge nicht verflacht, sondern mächtig vertieft ... Auf seiner Entdeckungsfahrt gewahrt der Mensch hier und da einen Schimmer von jenem Wunderland, das seinen Augen verborgen ist. Solche flüchtigen Blicke befreien ihn aus seiner Selbstbeschränktheit und lassen ihn den mächtigen Pulsschlag ahnen, der das Universum durchdringt. Diese freudige Erkenntnis, die mein Leben erfüllt, will ich mit meinem Leser teilen.

Um uns her keimen, wachsen, blühen und reifen die Pflanzen, — bauen aus Wasser und dunkler Erde und der farblosen Luft ihre formenklaren, farbigen Gestalten. Getragen von den Kräften des Kosmos, wandeln sie ständig ihre Umwelt und bereiten der Sonne die Stätte, wo sie aus den unbelebten Stoffen der Erde lebendige Substanz schaffen kann. Wie und wie weit unterscheidet sich nun dies Leben von dem anderen Leben, das wir kennen, von dem der Tiere und Menschen? Mit anderen Worten: reagiert die Pflanze, und wie reagiert sie auf die Reize, deren Wirkung auf das animalische Leben wir kennen? Denn Leben beweist sich vor allem durch die Reaktion auf Reize.

Gewiß war von vornherein, daß die Reaktionen der Pflanze nicht ohne Weiteres alle wahrnehmbar sein konnten. Sie würden teils zu schwach, teils zu langsam sein, um sie zu erkennen, wenn man nicht Mittel fand, sie für die Wahrnehmung gewaltig zu vergrößern. So baute Bose sich Apparate, die eine unvergleichliche Ausnutzung aller Möglichkeiten bringen, die verborgensten Veränderungen in der Pflanze und ihre leiseste Bewegung in sichtbare Zeichen umzusetzen. Der einfachste solche Apparat, der in vielen Laboratorien gebraucht wird, arbeitet so:

Ein Blatt einer Pflanze (am besten der Mimosa) wird mit Hilfe eines dünnen Fadens an dem einen Ende eines Hebels befestigt, der sich auf Diamantlagern bewegt. Das andere Ende des Hebels trägt ein kleines Gewicht, durch welches der Faden gespannt wird. An der Mitte des Hebels sitzt rechtwinklig ein dünner Draht, dessen gebogenes Ende als Schreibstift dient. Die Spitze dieses Drahtes berührt eben eine berußte Glasplatte auf der die Kurve verzeichnet wird; die Platte senkt sich unter der Wirkung der Schwerkraft langsam abwärts wobei ein Uhrwerk die Geschwindigkeit bestimmt.

Wenn das Blatt sich infolge einer Reizung senkt, und wenn es sich erholt und wieder hebt, zeichnet der Stift diese Bewegung auf.

Diesen einfachen Apparat verfeinert und verändert Bose auf die mannigfaltigste Weise*). Um z. B. die Wachstumsbewegungen der Pflanze sichtbar zu machen, verwandte er einen Hebelapparat, der eine zehnmillionenfache Vergrößerung ermöglichte. Ein anderer, der magnetische Sphygmograph, der die Bewegung der Zellen wiedergeben soll, welche durch Pulsationen den Saftstrom leiten — Pulsationen von winzigstem Ausmaß —, arbeitet durch einen Hebelmechanismus und einen rotierenden Spiegel mit einer ebensolchen Vergrößerung. So kann Bose einem großen Hörerkreis die verborgenen und bisher unerkannten Reaktionen sichtbar machen. Er baut ferner Apparate, welche die elektrischen Signale, mit denen die Pflanze auf Reizung durch Trockenheit oder Feuchte und auf die Behandlung mit anästhetischen und stimulierenden Mitteln antwortet, verzeichnen.

Und mit diesem noch nie dagewesenen genialen Rüstzeug befragt er immer wieder die Pflanze. Er setzt sie mechanischen, elektrischen und chemischen Reizen aus (z. B. der Wirkung von Giften in großen oder winzigen Dosen) und registriert ihre Antworten. Sie bleiben nie aus. Ja, auf gewisse Reize, z. B. den Wechsel von Licht und Dunkel, oder auf drahtlose Wellen reagieren Pflanzen weit stärker, als der tierische und menschliche Organismus:

Die Pflanze ist ein so empfindlicher Lichtanzeiger, daß sie als Photometer verwendet werden könnte, um die geringsten Veränderungen in der Stärke des Himmelslichtes anzuzeigen ... Die Pflanze mit dem Apparat zur Messung der Assimilation wird so aufgestellt, daß sie von Norden Licht empfängt; die Glocke des Apparates tönt jedesmal, wenn die Pflanze eine bestimmte Menge Sauerstoff entwickelt hat. Wenn nun eine Person vor das Licht tritt, so wird die Assimilation schwächer und die Glocke erklingt nur in längeren Zwischenräumen. Wenn starkes Sonnenlicht auf die Pflanze fällt, so wird die Folge der Glockensignale sehr beschleunigt.

Die Pflanze antwortet auf alle Fragen mit Bewegungen — einige deutlich sichtbar wie bei Mimosa, die meisten nur durch den Apparat wahrnehmbar — und durch Veränderungen im elektrischen Strom. Ihr stiller Befrager lauscht ihr ihren Tageslauf ab, ihr Wachen und Schlafen, die Augenblicke der Ermüdung und die der Erholung, die Zeiten der höchsten Lebenssteigerung, den Krampf des Todes. Er entdeckt, wie Reize in der Pflanze geleitet werden, und was den Saft bis in die Krone der allerhöchsten Palmen steigen macht. Er entdeckt, was die Blättchen mancher Pflanzen scheinbar ohne Reizung den ganzen Tag schwingen läßt, so daß die Hindukinder von ihnen sagen: „Sie tanzen, weil wir mit den Fingern schnalzen." Er findet die Orientierungsorgane der Pflanze, durch welche sie den Reiz der Schwerkraft erlebt und befähigt wird, ihren Stamm aufwärts wachsen zu lassen.

Vielleicht fragt man sich: Soll nun auch die Pflanze der Vivisektion verfallen sein? Und möchte sie bedauern! Aber das, was dieser indische Forscher voller Achtung und Vorsicht tut, könnte, wo es verstanden wird, die ganze Stellung der Menschen zur Kreatur wandeln helfen, indem es sie die tiefe Verwandtschaft mit ihr zwingend erkennen läßt; dann wäre der Preis nicht zu hoch! In Boses Forschung bestätigt die moderne Wissenschaft wundersam die uralte indische Lehre, aus der in die Haltung der Hindu, der Welt gegenüber, soviel Würde und Güte geflossen ist, — und neben der einem die ganze Furchtbarkeit der europäischen Haltung, wie sie noch immer die vorherrschende ist, klar wird, einer Haltung, welche die des Parvenus und des Barbaren ist.

*) Die Pflanzenschrift und ihre Offenbarungen. Von Sir J. Ch. Bose. Mit 120 Abbildungen. Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig 1928. 266 S. 8 M.

*) In Vorbereitung ist das Buch: Leben und Werk von Sir Jagadis C. Bose. Von Patrick Geddes. Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig.

Unermüdlich und bescheiden wandelt Bose zwischen seinen stummen Gefährten, immer näher zu der letzten Erkenntnis hin, deren Schatten wie eine göttliche Verheißung über seinem so mühsamen und arbeitsheißen Wege liegt: der Erkenntnis der Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Als ich das stumme Zeugnis dieser selbstgeschriebenen Kurven kennen und in ihnen eine Erscheinungsform jener alldurchdringenden Einheit sehen lernte, die alles, was ist, umfaßt, — da ahnte ich zum ersten Male den Sinn jener Botschaft, die meine Vorfahren vor dreitausend Jahren an den Ufern des Ganges verkündet haben: „Die in der bunten Mannigfaltigkeit des Universums die Einheit erschauen, denen gehört die ewige Wahrheit" — nur ihnen allein, nur ihnen allein.

Er hat die Einheit des tierischen und pflanzlichen Lebens gefunden. Aber die Grenze scheint ihm auch nach einer anderen Seite hin flüssig zu werden:

Im Verlaufe meiner Studien auf den Grenzgebieten der Physik und Physiologie fand ich zu meinem Erstaunen, daß die Grenzlinien vielfach verschwanden und Berührungslinien zwischen dem Reich des Lebendigen und des Nichtlebendigen auftauchten. Ich fand, daß Metalle auf Reize antworten; sie zeigen Ermüdung, Reizung durch gewisse chemische Stoffe und werden durch Gifte „getötet". ... Jeder Schritt der Wissenschaft nach vorwärts bestand immer darin, das, was widerspruchsvoll und eigenartig erschienen war, in eine neue Harmonie zu fassen. Ihr Fortschritt hat stets zur klaren Erfassung einer tieferen Einheit geführt da, wo man erst nur Verschiedenheit sah.

Diese Gedanken sind natürlich nur Weiser für einen weiteren neuen Forschungsweg. Hier ist nichts irgendwie abschließend bewiesen, nur große Perspektiven aufgetan und spannende Fragen gestellt.

Übrigens werden einige von Boses Deutungen seiner Erlebnisse an der Pflanze nicht von allen Physiologen anerkannt. Der Wert der Tatsachen, die er bringt, wird nie bestritten; sie sind ja auch nicht anzuzweifeln, er hat ja die Schrift der Pflanzen selber. Über hundert Abbildungen bringt allein dies eine populäre Buch: Schrift in Punkten und Strichen, Schrift in ruhigen und zuckenden Linien, Schrift in Lichtzeichen auf der Platte, — aber immer Schrift der Pflanze selbst. Und Bose steht in Ergriffenheit vor diesen unvergleichlichen Dokumenten:

Unsere stummen Gefährten, die bescheiden vor unserer Türe wachsen, haben uns nun die Geschichte ihrer Lebensfülle und ihrer Todesnot in einer Schrift, die wir lesen können, erzählt. Dürfen wir nicht sagen, daß diese Geschichte ihr eigenes Pathos trägt, neuartig gegenüber allem, was wir sonst kennen?

Der Wert der Tatsachen wird nicht bestritten, aber die Deutungen gehen auseinander: es ist seltsam, wie dabei die Verschiedenheit der geistigen Atmosphäre des Inders und der Europäer fühlbar wird! Gerade so erlebt man es gegenüber den Büchern ohnegleichen des indischen Dichters Mukerdschi. Es scheint, daß die Inder auch heute noch stärker den ruhigen Mut zum Wunderbaren haben und eine tiefere Fähigkeit der Synthese.

Um die angefochtenen Antworten und die ungenügend beantworteten Fragen weiter zu verfolgen, ist das Bose-Institut in Kalkutta gegründet worden. In seiner Einweihungsrede stellt Bose ihm sein Ziel auf:

Die Erweiterung und Vertiefung der Untersuchung der zahlreichen, sich immer neu eröffnenden Probleme dieser jungen Wissenschaft, die das Lebendige und das Leblose umfaßt, ist einer der Hauptzwecke des Institutes ... Ihm zur Seite steht die Verbreitung der gewonnenen Erkenntnis ... Da ich dieses große Auditorium dem Hause anfügte, habe ich den Versuch gemacht, für alle Zeit den Fortschritt der Wissenschaft mit ihrer allgemeinsten und weitest möglichen Verbreitung zu verbinden; dabei sind ohne akademische Schranken die Menschen aller Rassen und Zungen, Männer wie Frauen, eingeladen, für alle kommenden Zeiten ... Darin versuche ich den großen Traditionen meines Landes zu folgen, das schon vor zweieinhalb Jahrtausenden die Schüler aus allen Teilen der Welt in den Mauern seiner alten Studiensitze zu Nalanda und Taxilla willkommen hieß.

Boses Ideal ist nicht das Ideal der Zeit: Bildung. Es ist ernster und größer und unter einem anderen Horizont gesehen. Erkenntnis der Wahrheit ist es. Darum ist sein Buch und sein ganzes Tun voll Frömmigkeit, ohne Gott zu nennen. Er stellt die gewaltige, geheimnisumgebene Wirklichkeit in den Mittelpunkt und ist voller Dankbarkeit und Glück, daß Menschen ihr auf mühsamen Wegen dennoch nahen und mit ihren Augen etwas von ihr erblicken dürfen. Die verborgene und umworbene Wahrheit ist groß, und der Mensch ist klein und erhält seine Größe von ihr, in dem Maß, als seine Augen nicht mehr gehalten, sondern sehend werden.

Dies ist eine andere Sphäre, als die der populären Bildungsbestrebungen sonst, eine Stufe über die hinaus, deren Mittelpunkt der Mensch ist, der gebildet, entfaltet werden soll. Dies indische Pflanzenbuch in seiner herben Sachlichkeit lehrt zwischen den Zeilen etwas Seltsames und Tiefes: daß der Mensch seine Würde gewinnt, wenn er seine Wichtigkeit verliert.

Charlottenburg Julie Schlosser

Gesammelte Werke von Christoph Schrempf

Christoph Schrempf ist den Lesern der Christlichen Welt keine unbekannte Persönlichkeit. Denn seine wichtigsten Schriften wurden in ihr regelmäßig eingehend besprochen. Wenn aber unter den heutigen wirtschaftlichen Nöten zum 70. Geburtstag eines noch verhältnismäßig wenig bekannten Philosophen dessen gesammelte Werke herauskommen sollen, so müssen dafür schon gewichtige Gründe sprechen.

Dabei kann es sich für den Augenblick nicht um eine auch nur einigermaßen umfassende Würdigung des Schrempfschen Lebens und Wirkens handeln. Dafür ist der richtige Zeitpunkt an seinem 70. Geburtstag gegeben, oder wenn seine gesammelten Werke geschlossen vorliegen. Für jetzt kann es sich nur darum handeln, denjenigen unter den Lesern der Christlichen Welt, die sich für Schrempf schon bisher interessiert haben, die Gründe unseres Planes darzulegen und andere Leser etwa dafür zu gewinnen, daß sie diesem so außerordentlich eigenartigen Schrifttum ihr Interesse zuwenden.

Schrempf ist bekannt — auch berüchtigt — als der große Kritiker, Rationalist, Intellektualist, Zerstörer aller „positiven" Werte. Mit seiner unerbittlichen, haarspalterischen Logik zersetze er alles, so daß dem, der sich zu stark mit ihm einlasse, zum Schluß nur noch ein großes Trümmerfeld übrig bleibe. Dieses Urteil über Schrempf ist einerseits verständlich. Denn er führt einen unerbittlichen, ja manchmal unheimlichen Kampf gegen alle Illusionen, alle einem lieb gewordenen Stimmungen, alle unbestimmten Hoffnungen und alles trügende Glücksverlangen. Anderseits ist es aber doch merkwürdig. Denn Schrempfs Zuversicht, daß das fragmentarische Leben der Menschen mit dem Tode nicht aus sei, hat sich durch alle Stürme seines rücksichtslosen Denkens hindurch ob auch mit verständlichen Schwankungen behauptet, und jetzt gegen den Feierabend seines Lebens zu arbeitet er an seiner Schrift: „Theologie" (Mitteilungen an meine Freunde, 2. Reihe, Heft 1 ff., Verlag Frommann, Stuttgart), die durchaus nicht einen Verzicht den letzten Fragen des Lebens gegenüber darstellt, sich auch nicht etwa nur oder überhaupt kritisch mit anderen „Theologien" auseinandersetzt, sondern seine eigenen letzten, positiven Gedanken darstellt.

Wie ist nun dieses Mißverständnis zu erklären?

Zunächst erklärt es sich wohl durch die eigentümliche Art des Schrempfschen Denkens. Schrempf setzt sich immer mit irgend einer Persönlichkeit oder irgend einer Institution auseinander. So zu Anfang seines öffentlichen Auftretens mit der Kirche, nachher mit Luther, Lessing, Goethe, Nietzsche, Kierkegaard, Paulus, Sokrates, Jesus. Und in dieser Auseinandersetzung kennt er keine Pietät. setzt sich vielmehr mit diesen Persönlichkeiten auseinander wie mit seinesgleichen. Allerdings könnte man

vielleicht darin, daß er diese Persönlichkeiten immer streng beim Wort nimmt und sie schonungslos daraufhin prüft, mit welcher Konsequenz sie ihre Gedanken durchdacht, ihr Leben durchgeführt haben, also darin, daß er sie ernst nimmt, auch Pietät, ja erst die richtige Pietät sehen. Doch soll darüber nicht gestritten werden. Tatsache ist diese eigentümliche Methode Schrempfs. Da er sich dabei immer persönlich, also von sich, seinem Erleben und seinen Nöten aus, mit diesen Persönlichkeiten auseinandersetzt, machen seine Ausführungen zugleich einen höchst subjektiven Eindruck, so wenig Privates dahinter steckt.

Ein zweiter Grund für jenes Mißverständnis liegt darin, daß Schrempf Ernst macht mit dem Gedanken der Entwicklung. Für einen werdenden Menschen gibt es nichts Fixiertes. Alles Werden, Wachsen ist immer zugleich ein Absterben und Vergehen. Daß dieses Absterben und sich-Zersetzen leichter darzustellen ist als das Neue, Keimende, schwer Faßbare, ist verständlich. Ebenso, daß der Werdende sich gegen alles aufs äußerste wehrt, was ihn in eine Form, ein Schema, ein System, eine Dogmatik, ein Glaubensbekenntnis fixieren will. Aber es ist falsch, beim „Werden" nur das Absterbende zu sehen.

Der werdende Mensch ist für Schrempf der Mensch, der eine Geschichte hat. Damit kommen wir für seine Betrachtung des Lebens zu einem äußerst wichtigen Punkt. Nach Schrempfs Beobachtung der Wirklichkeit menschlichen Lebens läßt es sich seiner Meinung nach nicht leugnen, daß im Leben dieses und jenes Menschen Zufälligkeiten sind, z. B. ganz zufällige Begegnungen mit anderen Menschen, die von so großer Bedeutung und so entscheidend für das Leben dieser Menschen werden, daß sich die Frage aufdrängt, ob das „nur" Zufälligkeiten sein können? Durch solche Zufälligkeiten hindurch kann das Leben eines Menschen eine Geschichte werden, gewissermaßen der erste oder zweite Akt eines Dramas: also eine Entwicklung, in der nicht nur bald dieses, bald jenes geschieht, sondern in der innerer Zusammenhang, innere Konzentrierung, dramatische Zuspitzung offenkundig zu beobachten ist. Wer aber ist der Dichter dieses Dramas? Und kann dieses Drama schon mit dem ersten oder zweiten Akt für immer abgebrochen werden?

Hat der Mensch eine Geschichte, so kann diese nur in der Zusammenfassung seines Lebens rückblickend erfaßt und womöglich verstanden werden. Bedeuten die einzelnen Werke eines Menschen „Stadien" in dieser seiner inneren Geschichte, so kann diese Geschichte selbst, also das Positive an einer solchen Persönlichkeit nur erfaßt werden, wenn seine Werke in geschlossener Einheit vorliegen. Das ist der eine entscheidende Grund für die Freunde Schrempfs, weshalb sie trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten die Herausgabe seiner gesammelten Schriften wünschen und der Überzeugung sind, daß das Zustandekommen dieses Planes eine wirkliche Bereicherung des deutschen Schrifttums bedeutet.

Der andere Grund aber, weshalb sie gerade jetzt diesen Plan durchführen möchten, ist, daß Schrempf selbst jetzt noch in der Lage ist, diese Gesamtausgabe zu leiten, und durch eingehende Stellungnahme zu seinen eigenen Schriften in Vor- und Nachworten rückblickend aufzeigen kann, welches „Stadium" sie in seiner Geschichte darstellen. Dadurch wird diese Herausgabe der gesammelten Schriften nicht nur ein bloßer Neudruck, sondern erhält eine Geschlossenheit und tritt in eine Beleuchtung, wie sie ohne diese Stellungnahme Schrempfs nicht möglich wäre.

Aus diesen Gründen glauben wir Freunde Schrempfs für Subskriptionen auf diese gesammelten Werke mit gutem Gewissen werben zu können. Auch bei solchen, die Schrempf noch wenig kennen, oder deren Entwicklung sie einen anderen Weg geführt hat. Denn wer sich die Mühe gibt, sich ernsthaft, also rücksichtslos gegen ihn und sich mit ihm auseinanderzusetzen, der wird aus dieser Auseinandersetzung immer einen Gewinn ziehen. Er wird dann also seine Werke sich nicht umsonst angeschafft haben.

Degerloch-Stuttgart Ferdinand Stäbler

Der Name Schrempf ist für uns von kirchengeschichtlicher Bedeutung. Unsere Jahrgänge 1892 und 93 sind voll von ihm. Auch nachher wird er nicht vergessen: vgl. 1894, 95, 98, 1900, 1901, 1906. Das Unternehmen seiner Gesammelten Werke ist kühn, aber unterstützen wir nach Kräften diese Kühnheit. Der Reichtum seines Werkes lohnt uns. R

Von der Krisis des Protestantismus

Zu Karl Barths „Theologie der Krisis". Von Robert Goebel und August Pauli. Mit Vorwort von Friedrich Rittelmeyer. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft 1928. (Heft 1 der Schriftenreihe: Theologie und Kultus.) 70 S. 1.80 M.

Ich bin immer etwas mißtrauisch gegen große geistesgeschichtliche Überblicke. Aus den Millionen Fäden, aus denen sich die Geistesgeschichte zusammenwebt, hebt der Forscher einige oder nur einen stark heraus — er läßt sich ganz sicher belegen — um nun etwa sich selbst oder seine Bewegung als das hervorragende Endprodukt dieses — bejahten — oder wie in unserer Schrift den Gegner, nämlich Karl Barth, als das Endprodukt dieses verneinten Fadens hinzustellen, und nun noch kühner sich selbst als die Neuschöpfung, die nun dieser ganzen verfehlten Entwicklung ein Ende zu machen und sie neuschöpferisch zu überwinden imstande ist. „Die Christengemeinschaft", so sagt Rittelmeyer im Vorwort, „fühlt sich imstande, durch die ihr innewohnende Lebenstatsache für das Christentum eine neue Zeit heraufzuführen. Damit ist auch für die Theologie eine neue Zeit gekommen. Diese Lebenstatsache ist der im Kultus gegenwärtig handelnde Christus." Man nehme es nicht als boshafte Kritik, wenn ich sage: Wenn sie sich dazu imstande fühlt, dann führe sie die neue Zeit herauf, rede aber nicht immerzu davon in so hohen Tönen; das haben meines Wissens alle die, die wirklich eine neue Zeit des Christentums heraufführten, nie getan. Ich kann nur sagen, daß mich nichts gegen die Sache so mißtrauisch macht wie gerade diese hohen Töne. Man will hinter Luther, man will sogar hinter und über Augustin zurück oder besser vorwärts zu einem neuen Denken, das das „arabistische" Denken mit seinem letzten Ausläufer Karl Barth überwindet. Ich war nach den Negationen und Ankündigungen einigermaßen gespannt auf die Andeutung dieses neuen Denkens. Als ich es dann unter den Kategorien: Demut, Staunen, Erhorchen des Innewesens, Hingabe beschrieben fand, war ich einigermaßen verblüfft, in diesem neuen Denken ein solches zu finden, das mir immer als Norm rechten tiefen Denkens erschienen war. Darf man vielleicht evangelische Theologen darnach fragen, was sie wohl etwa zum Denken eines Karl Heim und zu dem realistischen Denken eines Adolf Schlatter, um nur die Zwei zu nennen, meinen? Eigentlich wird hier auf ganz verschiedenen Ebenen gekämpft. Wie die zitierten Worte Rittelmeyers andeuten, ist man sich in der Christengemeinschaft bewußt, für das Christentum eine neue Zeit heraufzuführen, sogar noch über die Reformation und Augustin hinaus. Karl Barth erklärt uns demgegenüber: „Viele blicken heute aus nach einer von den Reformationen, die einst Calvin Auferstehungen der Kirche genannt hat. Täuschen wir uns nicht darüber, daß wir heute in keiner solchen Reformationszeit stehen. ... Es mag eine Vorarbeit (von mir gesperrt) sein, die nicht umsonst ist, wenn wir in der halbwachen Zeit, die nun einmal unsere Zeit ist, wenigstens wieder Ausschau zu halten beginnen in der Richtung, aus der die Auferstehungszeiten der Kirche noch immer gekommen sind." (Z. d. Z. 1927, 3, S. 205.) Dieser Vorarbeit ist auch Barths Dogmatik gewidmet.

Nachdem wir uns nun prinzipiell genug über den Unterschied ausgesprochen haben, wollen wir gerne zugeben, daß selbst Barths bescheidene Vorarbeit auch uns nicht in allem gelungen scheint, und daß besonders die scharfsinnige Kritik Paulis an der Fassung der subjektiven Aneignung der Offenbarung weithin zutrifft. Wir würden noch weitergehend manchen Thesen des Büchleins zustimmen, z. B. über die Positivität auch des „neuen Menschen" im Zusammenhang mit dem Neuen Testament, wenn nicht uns erstens hier wieder zuviel gesagt würde, so daß alles in Schwärmerei ausarten könnte, und zweitens auf der anderen Seite uns auch bei Barth deutlich der neue Mensch erscheinen würde, nur daß es Barth liebt, lieber weniger zu sagen als vorhanden ist, als mehr. Bedenklich macht auch der starke Naturalismus, der Christus als Naturgröße faßt und seine Erlösung als einen „Strom", einen „Prozeß". Dazu paßt dann die gänzlich unchristliche Kategorie des „Schicksals" („Christum finden oder nicht finden ist Schicksal!"), die wohl ein Rest arabistischen Denkens sein dürfte. Ebenso dürfte die große Beherrschung und Meisterung der Geistesgeschichte doch aus einem Denken stammen, das nicht einfach ehrfurchtsvoll das Wesen erhorchen will, sondern das eine geistige Welt zergliedert, um sie dann sich selbst zu unterwerfen. Am stärksten aber befremdet den am Evangelium des Neuen Testaments sich Orientierenden die starke Betonung eines neuen Menschenweges: „Was muß

Theologie an Erkenntniskräften, bzw. an Erkenntnisgesinnung aufbringen, um das Gesamtgebiet des unerlösten Erkennens ... zu erlösen?“ (30); Durchchristung der Methode des Wissens“ (31); und: „es gibt auch eine ‚Weisheit der Vollkommenen‘, eine gesteigerte Denk- und Erkenntniskraft, die in einem lebendigen Anschauen der übersinnlichen Tatsachen besteht.“ (Sperrungen von mir.) Uns scheint dieser Weg eben ein Menschenweg und darum einem wirklich an der Bibel orientierten Denken gerade entgegengesetzt. Es gibt hier nur den einen Weg der Offenbarung in Christo, den Gott zu uns gegangen ist, und für uns den Weg des Empfangs dieser Offenbarung in Buße und Glauben, der nun einmal kein Schauen ist. Wir sind auch, trotzdem wir wohl die Schwäche evangelischen Glaubens in der Gegenwart gerade auch mit Barth sehr deutlich sehen, der Überzeugung, daß die Bibeloffenbarung unter aller Anerkennung historischer Kritik ihre Zeit und starke Wirksamkeit noch nicht hinter sich, sondern vor sich hat, und daß es gerade der Abfall von seiner ursprünglichen Bibelorientierung ist, der den Protestantismus in seine gegenwärtige Krisis gebracht hat. Wir sehen auch in diesem ja für die Christengemeinschaft wohl symptomatischen Buche bei allem, was wir als verwandt fühlen, die Gefahr einer neuen Abirrung auftauchen, gegen die wir uns wehren.

Selzen Friedrich Heinzerling

Die Krisis des „Sozialen Christentums“ in Amerika

Aus der Erkenntnis heraus, daß ein besseres Wissen um die kirchliche und religiöse Lage in anderen Ländern ein notwendiges Erfordernis zur Förderung der christlichen Einigungsbewegung überhaupt darstellt, wächst seit den Tagen von Stockholm jenes Schrifttum, das eine Kenntnis ausländischen Kirchentums vermitteln und damit zugleich der ökumenischen Bewegung dienen will. So erschienen in den letzten Jahren in englischer Sprache das Sammelwerk über den europäischen Protestantismus von Dr. A. Keller und G. Stewart, in deutscher Sprache die Veröffentlichungen von Professor Frick, Lic. Dr. Wedermann und Lic. Sasse über amerikanische Theologie und amerikanisches Kirchentum, von Professor Vollrath über die Theologie Großbritanniens, von Lic. Laun über soziales Christentum in England u. a. m. Hierzu tritt jetzt eine beachtliche Neuerscheinung „The Background (Hintergrund) of the Social Gospel in America“ (Haarlem, H. D. Tjeenk Willink u. Zoon) von Dr. W. A. Visser't Hooft. Sie ist insofern von besonderer Bedeutung, als sie in jene lebhaften literarischen Erörterungen über das social gospel (wörtlich: das soziale Evangelium) eingreift, in denen führende Theologen und Kirchenmänner Amerikas und Englands einerseits und Deutschlands andererseits die in Stockholm begonnene Aussprache weiterführten. In englischer Sprache geschrieben, wendet sich das Werk in erster Linie an amerikanische (und englische) Leser.

Eine Reihe einzelner Punkte sind jedoch gerade deutschen Lesern von besonderem Interesse. Der Verfasser wendet sich nämlich mit Nachdruck gegen die Auffassung, die vornehmlich in lutherischen Kreisen vertreten werde: daß nämlich die soziale Einstellung des amerikanischen Protestantismus mehr oder weniger ausschließlich auf calvinistische Einflüsse zurückzuführen sei. Zweifellos belebt die Lehre von social gospel von neuem jenes „Ideal einer völlig verchristlichten Gesellschaft, das zum Wesen des Puritanismus gehört“. Die Übereinstimmung bezieht sich nach Ansicht des Verfassers jedoch mehr auf die äußeren Formen als auf den Inhalt; denn die Auffassung dessen, was eine christliche Gesellschaft darstelle, habe sich grundsätzlich geändert. Was der Calvinismus mit dem social gospel gemeinsam habe, sei der Glaube an den Beruf der Christen, alle Beziehungen des Lebens unter den Einfluß Jesu Christi zu bringen. Es sei jedoch irreführend, die eigenen sozialen Ideen zu vorschnell mit den letzten Zielen Gottes gleichzusetzen. Den ersten wichtigen Schritt vorwärts in dieser Richtung habe vielmehr erst die Aufklärung gemacht. Sie suchte das übernatürliche, irrationale Wesen der Theologie zu beseitigen und „vermenschlichte“ die Religion, indem sie Gott mit den höheren sozialen Werten gleichsetzte. Die Erweckungsbewegung förderte diese Entwicklung insofern, als sie die Liebe Gottes stärker betonte als seine Heiligkeit und Souveränität. „Gott ist der große Freund der Menschen, der ihnen hilft, die Ziele zu erreichen, die sie sich gesteckt haben.“

Als „unendlich größer“ als alle diese Einflüsse betrachtet Dr. Visser't Hooft jedoch die Einwirkungen der neueren Wissenschaft, insbesondere der modernen Psychologie. Die Lehre, daß die Natur der Menschen nur von Gott selbst durch einen übernatürlichen Prozeß geändert werden könne, sei aufgegeben. In Anlehnung an moderne psychologische Grundsätze lehre man statt dessen, daß der Mensch durch Beispiel und Gewöhnung (nicht Unterweisung und Belehrung) umgewandelt werden könne. Man müsse seine Erfahrungen und seine Umgebung ändern. „Wir ändern Menschen durch unsere Taten, und die Taten Anderer ändern unser Leben.“ — Dem entsprechend wird denn auch die Lehre von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur ersetzt. An ihre Stelle tritt die Lehre von den Fähigkeiten und „Potentialitäten“ (Möglichkeiten), die dem Menschen innewohnen.

Entscheidend ist nach Ansicht des Verfassers jedoch erst der Gottesgedanke, der hinter diesen Anschauungen steht. „Gott ist nicht mehr die Wirklichkeit, die sich von der Menschheit unterscheidet und im Gegensatz zu ihr steht, sondern eher eine Wirklichkeit auf demselben Niveau wie die Menschheit.“

Hier setzt dann auch die Kritik des Verfassers ein: „Ein wahres social gospel muß auf Glauben an einen persönlichen Gott gegründet sein. Nur von einem Gott, der sich von uns unterscheidet, weil Er heilig ist und wir sündig sind, beginnt der Mensch sich seines Berufes bewußt zu werden. Wo man an Gott nicht als an das ewige ‚Du‘ glaubt, fällt man notwendig in seine eigene menschliche Wirklichkeit zurück.“

Es ist nun freilich hoch bedeutsam, daß, wie der Verfasser nachweist, eine Reihe weitblickender amerikanischer Gelehrter aus den verschiedensten theologischen Lagern (und auch außerhalb) sich der geistigen Lage bewußt wird, in die das social gospel die amerikanische Christenheit gebracht hat. Es sind vorerst nur Wenige, die in diesem Sinne ihre warnende Stimme erheben. Dr. Visser't Hooft wertet sie jedoch als „Vorläufer einer Bewegung, die ein nicht weniger soziales, aber in höherem Maße christliches social gospel verkündigen wird“. Zur Erhärtung seiner Ausführungen führt er u. a. ein Wort des bekannten amerikanischen Theologen Professor W. A. Brown an:

„Es ist der Niederbruch der hohen Erwartung, die die soziale Bewegung bei Vielen geweckt hat, denen sie, als sie zuerst verkündet wurde, den Enthusiasmus eines neuen Evangeliums brachte. — Der Fehlschlag der Hoffnung oder wenigstens die Hinausschiebung ihrer Erfüllung auf eine unbestimmte Zeit hat wieder die ganze Frage der persönlichen Religion aufgeworfen und jenem alten Wort eine neue Bedeutung gegeben, das so viele unserer Zeitgenossen zur Zeit aus ihrem Wörterbuch verloren haben — dem Worte: Gott.“

Solche Äußerungen sind zur Zeit freilich noch vereinzelt. Aufs Ganze gesehen steht jedoch der amerikanische Protestantismus nach wie vor unter dem Einfluß des social gospel. Welche Entwicklung die Dinge nehmen werden, ist nicht nur für Amerika, sondern auch für den Protestantismus in anderen Ländern von hoher Bedeutung. Im übrigen darf auch angesichts der Kritik, die Visser't Hooft an dem social gospel geübt hat, nicht verkannt werden, welchen hervorragend wichtigen Beitrag die amerikanische Christenheit mit ihrer Einstellung auf praktische christliche Betätigung für die gesamte Christenheit geleistet hat und noch leistet. Er selbst weist am Schluß seiner Ausführungen auf die wertvollen Anregungen hin, die gerade vom amerikanischen Protestantismus auf den verschiedensten Gebieten (Mission, Einigungsbewegung, Friedensarbeit usw.) ausgegangen sind.

Berlin-Steglitz Kurt Böhme

Lords Day - Fords Day

Amerikanische Gottesdienste

Daß die amerikanischen Kirchen Freikirchen sind und daher eine große Fülle von Denominationen bieten, ist bekannt. Da viele dieser Denominationen Unterabteilungen bilden, die sich mehr oder weniger freundlich und einheitsbewußt gegenüber stehen, so ist es unmöglich, eine Zahl anzugeben, wie sich ja denn auch die Statistiken darüber weidlich widersprechen.

Wenn ich hier nun einige Eindrücke wiedergebe, die ich auf meiner Studienreise durch die Nordoststaaten machte unter eifriger Ausnutzung der Sonntage, so will ich nur objektiv berichten und mich vor jeder Verallgemeinerung hüten, denn es waren vielleicht nur Zufallseindrücke, die nichts Typisches an sich zu haben brauchen: wie weit sie typisch waren, das muß ich dem Urteil des Spezialkenners überlassen.

Es ist nach neuesten Zählungen anzunehmen, daß 45 Prozent der Nordamerikaner, mit Einrechnen der Kinder etwa 65 Prozent, kirchlich eingeschrieben und gemeindlich organisiert sind. Diese Gemeinden sind ja nur klein; ich fand keine außerhalb der Grenzen von 250 bis 3000 Mitgliedern, so daß das Sulzesche Gemeindeideal hier verwirklicht ist. An den größeren und wohlhabenderen wirken oft drei Festangestellte: der Pastor, ein Religionspädagoge für die Sonntagsschule und sonstige Erziehungsfragen, ein Sozialarbeiter für Hausbesuche und Wohlfahrtspflege. Aber auch hier hat trotz Übersichtlichkeit und Zugehörigkeitsbewußtsein der allgemeine Besitz eines Autos doch mehr zerstörend als aufbauend auf den Besuch des Gottesdienstes gewirkt. Zwar hat er ermöglicht, Kirchen in den vollständig entvölkerten Innenstädten (wie das Wallstreetviertel in New York oder der Loop in Chicago) zu erhalten und die alten Mitglieder zu ihrem Lieblingspastor per Auto zu befördern, so daß dies Problem nicht ganz so schlimm ist wie in den Großstädten bei uns. Aber anderseits hat der Allgemeinbesitz eines Autos doch sehr verheerend auf den Kirchenbesuch gewirkt, da die Ausfallstraßen der Städte ins Freie oder zu den Sportplätzen am Sonnabend nachmittag oder Sonntag früh weit mehr als bei uns in unübersehbarer und oft undurchdringlicher Reihe befahren werden und alles familien-, gruppen- und vereinsweise hinausbefördern, dazu junge Leute mit ihren sweethearts, wo oft die Sechzehnjährige lenkt, um recht versteckte und romantische Plätze

aufzusuchen. Da das Auto die bewegliche Wohnstube, oft auch Schlafstube der Familie ist und fast jede zweite oder dritte Familie ein Auto hat, so haben sie alles Nötige für den eineinhalb Tag mit: Koffer voll Lebensmittel, Badezeug, Musikinstrumente, Radio und Tiere; der Säugling liegt in einer Hängematte, die oben an der Decke des Wagens kreischaukelnd angebracht ist. Die Leute scherzen selber: aus dem Lords Day ist der Fords Day geworden! — Daher klagt man mit wenig Ausnahmen über den beängstigenden Rückgang des Kirchenbesuches. Immerhin ist der Prozentsatz in den Vereinigten Staaten höher als bei uns; 33 bis 50 Prozent gaben Geistliche für die Wintermonate im Durchschnitt an. Und selbst wenn von 2000 eingeschriebenen Gliedern etwa nur 100 an einem schönen Sonntag in die Kirche gehen, so ist das immer noch mehr, als wenn in einer Großstadtgemeinde mit 60 000 Seelen 300 bis 600 da sind.

Doch nun zu den Einzelschilderungen.

*

Pfingsten in einer bekannten New Yorker Kirche der Presbyterianer, wo ein Modeprediger und ein weniger Beliebter amtieren. Da dieser gerade predigt, ist die Kirche schlecht besetzt, kaum Hundert, obwohl die Predigt bedeutend mehr Zuhörer verdient hätte. Das Gemeindeblatt erwähnt, daß die Kollekte am vorigen Sonntag 151 Dollar (über 600 Mark) ergab; soviel werden wir heute nicht haben! — Das Pfingstfest wird im Gottesdienst nicht erwähnt, figuriert auch nicht im amerikanischen Festkalender, ebensowenig wie Himmelfahrt. Das ist wohl durch den puritanischen Einfluß mit zu erklären, der dem Grundsatz huldigt, keine besonderen Tage vorzuziehen und so nur Weihnachten und Ostern hat bestehen lassen, was dann wieder auf die Christenheit des fernen Ostens abgefärbt hat. — Die Predigt behandelt mehr in Vortragsform das Christusbild, das seit den Urzeiten so verschiedene, oft widersprechende Züge herausgearbeitet und betont hat. Jedoch sei Christus undarstellbar; jede Darstellung in Wort oder Bild sei einseitig, könne an und für sich richtig gesehen sein, aber Christus vereinige in sich alle Gegensätze; er ist die vollkommene Synthese und darum ein Abbild Gottes. — Im Gemeindeblatt wird dann eingeladen zu einem Missionsessen das in wenigen Tagen im Hotel Mac Alpin (dem wohl vornehmsten in New York) stattfinden soll; es wird die Anwesenheit von 75 Missionaren der New Yorker presbyterianischen Kirchen, teils beurlaubten, teils ausreisenden Missionaren, angekündigt. Das Gedeck kostet 3 Dollar. — Das Gesamtbudget dieser Gemeinde, zu der allerdings noch zwei Dependanzen gehören, beläuft sich auf 129 245 Dollar, davon gehören 12 Prozent der Außenmission. — Jede Gemeindekirche ist eben anders als bei uns — Freikirche, Laienkirche und vor allem Missionskirche.

*

Decoration Day in einer Congregational Church in New Haven (Connecticut), wo die berühmte Yale-Universität liegt. Der Tag ist gewidmet dem Gedächtnis der Gefallenen, sowohl der amerikanischen Freiheitskriege, als nun auch des Weltkrieges. Merkwürdiger Weise ist in der Kirche keine amerikanische Flagge, wie das sonst überall der Fall war. Wir singen ein stark nationales Lied mit dem Refrain:

Amerika, Amerika, Gott gab dir seine Gnade
Und krönte dich mit brotherhood
Von einer See zur andern!

In dem zweiten Lied klang allerdings im letzten Vers ein anderer Ton an: daß alle Menschen eine Einheit bilden und sich dessen bewußt werden sollen! — Die Predigt handelte vom unbekannten Soldaten, der nicht bloß auf den Schlachtfeldern zu finden sei, sondern als Erfinder, Entdecker, Arzt, Krankenschwester sein Leben läßt für Andere. Aller dieser Opferer sollten wir dankbarst gedenken bei allen Völkern, bei allen Rassen, in allen Zonen! — Da ich in der trotz des Festtages schwach besuchten Kirche als Nichtmitglied auffalle, so eilt beim Ausgang die Frau Pfarrer geschäftig auf mich zu, stellt sich vor und lädt mich zu einer Nachmittagsveranstaltung der Gemeinde ein. Als ich nun meinerseits mich vorstelle, bringt sie mich zu ihrem Manne, der viel nach deutscher Theologie fragt und Harnack eifrig studiert hat.

*

In der Hauptstadt Washington war ich überrascht, im Kirchenzettel zu lesen, daß es dort drei deutsche Gemeinden gäbe, die neben dem englischen Gottesdienst um elf Uhr einen deutschen um zehn Uhr hatten. Ich wähle die mir zunächst gelegene Kirche aus; es ist eine lutherische, von außen ein recht häßlicher Backsteinbau ohne Schmuck, innen leidlich eingerichtet. Am Eingang stelle ich mich dem einen der ushers vor (ältere Herren, die die Mitglieder und Gäste empfangen und begrüßen, Plätze anweisen und das Opfer einsammeln). Er teilt mir mit, daß der im Kirchenzettel und auch an dem Kirchenplakat stehende Pfarrer samt dem Gemeindepräsidenten zu einer Konferenz gefahren sei und ein Herr aus einer anderen Gemeinde predigen werde. Dieser entpuppt sich als ein Versicherungsbeamter, also Laie, stark kirchlich interessiert, der nun den Gottesdienst hält und sich vor mir vielmals entschuldigt, da ich ja viel besser an seinem Platz stünde. In gutem Deutsch predigt er über die Geschichte von Philippus und dem Kämmerer, d. h. so, wie man sie etwa in der Schule oder vor den Konfirmanden historisch plastisch gestalten würde zur Veranschaulichung und zum Verständnis. Zum Schluß zieht er zwei Nutzanwendungen:

Sei demütig und laß dich in göttlichen Dingen anleiten;
glaube an den festen Grund, das Kreuz auf Golgatha!

Befremdend war auch, daß der Laie der Gemeinde als „Pastor" vorgestellt wurde! Solches alles enttäuschte mich gerade in der Hauptstadt Nordamerikas und im deutschen Gottesdienst, der allerdings wegen des bedeutend geringeren Besuches dem englischen gegenüber meist als der mindere gilt. Es mag als Entschuldigung gelten, daß viele einfache, alte Frauen da saßen, und daß es Hundstage waren.

*

In Detroit war die große Methodistenkirche gut besucht, fast voll besetzt. Ein kleiner Chor von nur acht Sängern in schwarzen Talaren zieht feierlich ein und nimmt auf der Empore über dem Rednerpult vor der Orgel Platz und bietet gesanglich Ausgezeichnetes, besonders im Tenorsolo. Der gesamte Gottesdienst wurde durchs Radio übertragen; zwei Mikrophone, eins für die musikalischen, eins für die oratorischen Leistungen, waren aufgestellt. Die Predigt, formell wie inhaltlich ausgezeichnet, behandelte das religiöse Problem, das heute vornehmlich die amerikanische Welt bewegt: Kann man noch Religion haben, besonders auch die christliche, die doch aus einer ganz alten, kulturarmen, fast primitiven Zeit stammt? Paßt das alles aus Urchristentumstagen noch in unsere Zeit der Schnellebigkeit, der vervollkommneten Technik, der streng wissenschaftlichen und mathematischen Methoden? Und nun verteidigte die Predigt den ewigen Glauben — Our eternal belief war als Thema angegeben — als notwendige Ergänzung zur Moderne, als einzigen Weg zur Vollharmonisierung des Menschen. — Das alles hatte gar keinen methodistischen Beigeschmack, war ganz weltoffen und kulturbejahend, und ich verstand, warum die dialektische Theologie drüben entweder nicht verstanden wird oder mit dem Bemerken abgetan wird: it is not new! Wenigstens sind mir diese beiden Beurteilungen fast durchweg begegnet. Sie nennen sie dort die Theologie der Krisis, aber das Wort Krisis ist nicht gern gehört in einem Volk, das ausgesprochen optimistisch und problemlos lebt und handelt.

*

Boston ist die Hauptstadt Neu-Englands und nach meinem Empfinden ein, um nicht zu sagen das geistige Kulturzentrum Nordamerikas. Dort besuchte ich Channings alte unitarische Arlington-Kirche. Sein Denkmal steht im Public Garden gerade der Kirche gegenüber und erinnert an diesen alten Vorkämpfer für Humanität, Glaubens- und Bekenntnisfreiheit, der damit zum Führer der unitarischen, linksliberalen Bewegung in Amerika wurde. Das Innere der außen recht häßlichen Kirche ist vornehm: weißer Grundton, rote Vorhänge, eichene Kanzel und Gestühl. Solo- und Chorgesang bieten Ausgezeichnetes, auch die freien Gebete des altehrwürdigen Geistlichen mit halberhobenen, offenen Handflächen sind warm und zu Herzen gehend. Etwas nüchterner wirkt die Predigt über das Ferienthema: Das Muße-Problem. Die These ist: Die Art, wie wir unsere freie Zeit verwenden, ist ein Ausweis unserer Zivilisation! An dem modernen Arbeitsmenschen, dessen Arbeitszeit immer mehr und mehr herabgesetzt wird und werden soll, ist zu beobachten, wie die Muße, die arbeitslose Freizeit, die Erholungszeit bisher nur etwa ein Drittel unseres Lebens, bald vielleicht die Hälfte schon ausmacht. Für diese Zeit sind wir verantwortlich vor uns, vor den Mitmenschen und vor Gott. Die Einen wollen in dieser Zeit amüsiert sein, wollen bloß Zuschauer sein: 20 Millionen Bürger Sonntags beim Sport, ebensoviel im Kino! Doch das ist nur eine verdeckte Trägheit. — Andere fühlen sich und benehmen sich als out of duty, pflichtenlos, und darum gewissenlos, ungebunden, niedrigen Instinkten lebend, sich damit selbst verskavend! Wir sollen aber auch in unserer Freizeit unbedingte Herren unserer Zeit und unser selbst sein und den äußeren und inneren Menschen kultivieren, daß eines das harmonische Gefäß des anderen sei.

*

Alle bisher geschilderten Gottesdienste gehören älteren Denominationen an, die von Europa her oder hier in den Vereinigten Staaten eine längere geschichtliche Entwicklung haben oder alte Traditionen besitzen. Daß ich bei diesen Gottesdiensten etwas Besonderes erlebt oder empfunden hätte, ein besonderes Gemeindebewußtsein beobachtet, eine besondere Glaubens- oder Gottesgemeinschaft gespürt hätte, kann ich nicht sagen. Das war aber der Fall bei dem ersten wie bei dem letzten Gottesdienst, denen ich in Amerika beiwohnte. Und beide gehörten „neuen Kirchen" an, wie man jetzt seit der Jerusalemer Missionskonferenz im Unterschied zu den alten Kirchen sagt.

*

Da ich in Ostasien so oft unter japanischen und chinesischen Christen gesessen hatte, so zog es mich in New York gleich am ersten Sonntag in eine Negerkirche. In der 138. Straße, mitten im Negerviertel, liegt die Abessinian Baptist Church. Von einem unserer deutschen Austauschstudenten aufmerksam gemacht und beraten, finde ich mich schon eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes ein, bekomme aber trotzdem keinen Sitzplatz mehr, obwohl die Kirche zwei große Emporen hat. Alles ist von Schwarzen

voll besetzt, immer neue Scharen strömen herein, die Gänge verstopfen sich; ich stehe als einziger Weißer, soweit wenigstens mein Blick reicht, in einer Ecke an die Heizkörper gepreßt, doch so, daß ich alles gut übersehen kann. Keiner kümmert sich um mich, nicht einmal beim Hereintreten die dicken, schneeweiß gekleideten Negerjungfrauen, die als Platzanweiser und später als Kollektantinnen wirken. — Allerdings ist heute **Mothers Day**, einer jener aus sentimentalen Gegenregungen entstandenen Festtage, welche die Kirche so gut wie die Geschäftswelt nach Kräften ausnutzt. So überwiegt denn das weibliche Element sehr stark. Alle sind im modernsten Dreß, mit frischer Nelke im Knopfloch, am Busenschal oder an der Spange des krausen Bubenkopfes. Zu Beginn zieht ein Negerchor von Jugendlichen ein und begleitet die Gesänge, von der Orgelempore im Angesicht der Gemeinde, seinerseits wieder von einer Negerkapelle unterstützt. Dann wird unser Glaubensbekenntnis melodramatisch gemeinsam rezitiert, was gut und diszipliniert klingt; ein uralter, recht gebrechlicher Neger im Gehrock und weißer Weste mit großer weißer Nelke im Knopfloch wird an das Rednerpult geführt. Er spricht laut und deutlich auf Englisch etwa sieben Minuten lang einen Lobpreis der Mutter mit oft affektierten und sentimentalen Anrufen an das Gefühl: „Mutter, dein Sohn in der Ferne denkt heute an dich! Mutter, deine Tochter, die schlecht wurde, kehrt heute um zu dir!" — Allerhand zustimmende Zurufe mit lautem **Yes** oder **Halleluja** fliegen ihm zu; einige Frauen und Mädchen schluchzen laut. Nach der Ansprache setzt ein feiner, leiser, summender Gesang des Chores ein mit leiser Streichmusikbegleitung, wobei in diesen vier bis fünf Minuten Rufe aus der Gemeinde kommen, erst lallend, stöhnend, dann Hallelujarufe; aber sie bleiben ohne Widerhall, und der Gottesdienst geht weiter, leider nun in recht unwürdiger Form. Eine halbe Stunde lang werden Abkündigungen verlesen oder frei vorgetragen in oft drolliger Form. Eine junge Negerin verliest die Jugendveranstaltungen mit stark werbendem Einschlag; ein baumlanger Neger mit verschmitztem Gesicht und linkischen Bewegungen, dessen Auftreten klownartig wirkt, wirbt zum Beitritt zu einer Sterbekasse der Gemeinde: „denn das einzig Sichere, das er mitteilen könne, sei, daß Jeder einmal begraben werde!" — worauf alle in lautes Lachen ausbrechen. Wieder ein Anderer lädt zu einem Familienabend ein, teilt das Programm und sogar das Menu des gemeinsamen Abendessens mit und beweist, wie billig angesichts dieser Genüsse der Eintrittspreis sei; alles amüsiert sich — wie die Kinder! Nach Lied, Gebet und Segen ist die Feier zu Ende. — Aber das fühlte man trotz der Entgleisungen: hier herrscht Zusammengehörigkeitsgefühl, Bekenntnis- und Liedgemeinschaft! Von einer biblischen Wortverkündigung außer einem verlesenen Evangelium war an diesem Tage nichts vorhanden.

*

Und nun der letzte Gottesdienst auf amerikanischem Boden: In Boston in der **First of Church of Christ**, der riesigen Mutterkirche der Christian Science. Der an die alte erste Kirche angebaute neue Dom erinnert innen stark an den Berliner Dom, ein riesiger Kuppelbau mit vier Seitennischen, aber innen nur weiß gehalten; Mahagonigestühl, Rednerempore vor der großen Orgel, Fenster mit gemäßigt buntem Glas, verdeckte Deckenbeleuchtung. Als ich zu Beginn der Abendfeier eintrete, sind von den 5000 Sitzplätzen 4500 etwa besetzt — und das an einem schönen, nicht überheißen Sonntag abend! Draußen steht ein Park von Autos, Polizei ordnet den Verkehr. Nach sehr feinem, leisem Orgelspiel wird aus dem Gesangbuch eine flotte, frische Melodie angestimmt, die stark und fest von den Tausenden mitgesungen wird. Auf dem Podium sitzen drei Personen, ein Leiter und Lektor im schwarzen Cut, eine Dame in Weiß, die nachher die Bibelstellen verliest, und eine junge Dame in Rosa, die gute Solos singt. Der Lektor verliest die Geschichte von der Heilung des Lahmen an der schönen Tür des Tempels, dann folgt ein stilles Gebet, endend mit gemeinsamer Rezitation des Vaterunser, doch so, daß das Publikum immer nur eine Bitte spricht, zu der der Lektor Mrs. Eddys kurze Erklärung gibt. Nach nochmaligem Solo- und Gemeindegesang beginnt nun die „Predigt", die ja nach ihrer Sitte nur in Verlesen von Bibelstellen und Abschnitten aus **„Science and Health"** besteht. Das Thema des Tages ist „Christliche Wissenschaft", und die abwechselnd von der Dame und dem Lektor verlesenen Texte dieser zwei Bücher sollen eine kurze Lehre und Darstellung ihrer Ziele und Zusagen bringen. Sie bieten tatsächlich einen geschickt zusammengestellten Erlösungsgang von Gott über Welt, Sünde, Leid, urchristliches Heilen bis zum neuen Jerusalem. Und dreiviertel Stunde lang hören viertausend Menschen diesen monotonen Vorlesungen aus der Bibel und dem kanonischen Kommentar einer Frau zu, die noch neuesten Forschungen nicht einmal selbständig arbeitete (Vgl. Weiß, Die Heilslehre der Christian Science, Gotha 1927). Was suchen jene Menschen eigentlich, und was schlägt sie in Bann? Eine feste Verkündigung ohne subjektive Auslegung des jeweiligen Lektors? — und merken nicht, daß sie sich der höchst subjektiv individuellen Auslegung einer Frau hingeben! Oder suchen sie einen Autoritätsglauben, „Das Wort"? Oder suchen sie blos etwas Neues, nachdem sie der kirchlichen Verkündigung überdrüssig wurden? Die Themen des Quartals sind geschickt und anziehend genug: „Unwirklichkeit". „Sind Sünde, Leid und Tod Realitäten"? „Sterbliches und Unsterbliches". „Alte und neue Nekromantik". „Ist das Universum atomistisches Machwerk"? Alles wird aus Bibel- und Eddyworten beantwortet! — Oder hoffen sie auf Heilung an Leib und Seele? Ich sehe jedenfalls beim Hinausgehen viele Kranke in Fahrstühlen.

Diese beiden zuletzt geschilderten Gottesdienste hatten die Massen, was natürlich noch kein Beweis ist, aber da war Gemeindebewußtsein, da war Bekenntnisfreude in Wort und Lied, daß man deutlich den Glauben dahinter fühlte. War das nun ein Zufall, daß gerade diese „neuen Kirchen" das aufzuweisen hatten und wirklich **ekklesia** waren? Geht etwa langsam das Evangelium von den alten zu den neuen Kirchen über, auch in Amerika, wie sie es in Asien, in Indien, China, Japan, schon wiederholt behauptet haben? Werden die neuen Kirchen die Massen gewinnen und beliebter und volkstümlicher werden, als die alten es heute tun und sind? Oder wird dabei der Inhalt des Evangeliums ausgeschüttet, verwandelt und entstellt? Es wäre schade drum, wenn nur um diesen Preis die Christliche Kirche und ihr **Lords Day** weiterwandern sollten!

New York (Charlottenburg) Theodor Devaranne

Die hohen christlichen Feste in Guatemala

Ein Schauspiel, aber ach, ein Schauspiel nur!

Der religiöse Besitz der spanischen Mischrasse und der Indios in Guatemala besteht vorzugsweise in einer Reihe kirchlicher und volkstümlicher Gebräuche, die ihren Ursprung entweder in der Römischen Kirche oder im spanischen Mutterlande oder in der Eingeborenenseele haben.

Schon in Mitteleuropa besteht ein gewaltiger Abstand zwischen der religiösen Erkenntnis geistig hochstehender Katholiken und der in hohem Grade stoffgebundenen Anbetung der großen Massen, die sich zur Römischen Kirche bekennen. Primitivste Fetischverehrung kann ebensogut katholisch sein wie tiefbohrender religiöser Intellektualismus oder mystischer Hochflug; das ist katholische Toleranz. An den europafernen Stätten einer noch im Werden begriffenen Kultur, wie z. B. in Guatemala, tritt der fundamentale Gegensatz zwischen der aristokratischen Schichtung der Geister innerhalb der katholischen Erkenntniswelt und der demokratischeren Art des Protestantismus noch weit deutlicher zu Tage. Denn wir Protestanten sind daran gewöhnt, bei anderer Lagerung des religiösen Schwerpunkts grundsätzlich auf ein einheitlicheres geistig-seelisches Niveau der religiösen Erkenntnis innerhalb der Konfession hinzuarbeiten, so verschieden übrigens die einzelnen Ausgangspunkte und Wege auch sein mögen.

In den Jahren, als ich die Guatemalteken studierte, habe ich ich mich manchmal ernstlich gefragt, ob ihre Einstellung zu Religion und Kirche überhaupt den Namen christlicher Religiosität verdiene. Denn so bestimmend auch der Einfluß der Kirche ist und so vielfältig die religiöse Übung, so wenig ist bei diesen überwiegend auf einer frühen Stufe geistiger Entwicklung stehenden oder auf sie zurückgedrängten Menschen von geistig-seelischer Erfassung wesentlicher christlicher Wahrheit zu verspüren. Das zeigt sich vielleicht am auffallendsten an der Rolle, die die Gedenktage der christlichen Hauptwahrheiten, die christlichen Feste, im Leben der Bevölkerung spielen.

Die Werte des deutschen Weihnachtsfestes, die sich selbst in der materiell gesonnenen Gegenwart um das „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden" ordnen und in vielfachen Auswirkungen hilfsbereiter Liebe offenbaren, fehlen dem guatemalteker Weihnachtsfest, obwohl es ausgiebig gefeiert wird.

Darum vielleicht auch die Sehnsucht deutscher Ansiedler nach einer Weihnachtsfeier heimatlicher Art. Da muß unbedingt ein Weihnachtsbaum brennen, sei es nun eine in mühevollem, manchmal tagelangem Marsch aus den Bergen zur Finca (Farm) herabgeholte Konifere oder ein dornenbesetzter Fitcanal (ein akazienartiger Baum mit hohen Zweigen), in denen oft noch Ameisen ihre Wohnung haben. Wie in Deutschland trägt der Baum, der in dieser tropischen Umgebung allerdings immer etwas fremd und schemenhaft wirkt, Lichter und Ketten und versetzt, an den Sinn deutsch-evangelischer Weihnachtsfeier erinnernd, für eine Stunde in die alte Heimat.

Ganz anders das Weihnachtsfest der Indios. Schon vierzehn Tage vor dem Fest werden in vielen Familien Krippen aufgebaut. Es sind manchmal kleine Kunstwerke von reizvoller Feinheit und Zierlichkeit, mit zahllosen, aufs genaueste ausgeführten Einzelheiten. Mit ihren Gewässern, Bergen, Tälern, Straßen und Figuren erinnern sie an die japanischen Miniaturgärten. Die künstlerische Phantasie der Indios stellt die Geburt und die Kindheit Jesu von der Verkündigung bis zur Darstellung im Tempel in immer neuen Gestaltungen dar. Am 6. Dezember, dem Nikolastage, sind alle Krippen fertig. Am Abend versammeln sich die Dorfbewohner, wählen einen Joseph und eine Maria und ziehen dann Nacht für Nacht singend und Lichter tragend durch den Ort. Es ist wunderschön anzusehen, wenn diese „Posadas" (d. h. Herbergen) mit ihren Lichtern unter den Palmen von Rancho (Hütte) zu Rancho pilgern. An allen Häusern bitten Maria und Joseph vergeblich um Nachtquartier, bis sie an die Behausung kommen, die ihnen für diese Nacht als Unterkunft bestimmt ist. Sie wechselt Abend für Abend. Da wird nun die ganze Gesellschaft aufgenommen. Erst werden an der Krippe, in der das Christkind noch

nicht liegt, da es ja noch nicht geboren ist, Gebete gesprochen; dann werden die Gäste bewirtet, wobei der Schnaps eine Hauptrolle spielt.

Am Heiligen Abend nehmen besonders viele Menschen an dem Umzuge teil; Trommeln und andere Musikinstrumente begleiten den Gesang. Wiederum werden Maria und Joseph an allen Häusern abgewiesen, zuletzt klopfen sie bei der reichsten Familie des Dorfes an. Da strahlt ihnen Lichterglanz entgegen, der Stern von Bethlehem ist über der Tür angebracht, und in der Krippe ruht in neuem Gewande das Christkind. Sie beten es an und setzen sich dann zum Festschmaus nieder. Am ersten Feiertag wird das Christkind von Unbekannten geraubt. Nun gehen Maria und Joseph Abend für Abend auf die Suche nach ihm. Erst am Tage der Heiligen drei Könige finden sie es wieder. Es liegt in der Krippe einer anderen Familie und ist wiederum neu gewandet. Mit einem letzten Festschmaus findet diese naiv-kindliche Weihnachtsfeier ihren Abschluß.

Bei allem ästhetischen Reiz der Krippen und der nächtlichen Umzüge bleibt doch nicht verborgen, daß hier kein eigentlich religiöses Bedürfnis wirkt, sondern der ins Künstlerische gesteigerte Spieltrieb, verbunden mit dem Wunsch nach leiblichen Genüssen: Essen und Trinken bei Musik und Tanz. Bei der langen Dauer des Festes, das ja einen ganzen Monat währt, ist innere Sammlung auf einen Haupttag, etwa den Heiligen Abend oder den ersten Feiertag, an dem der Sinn des Festes besonders deutlich zu erfühlen wäre, erschwert.

Mit noch größerer Mannigfaltigkeit der Veranstaltungen wird die Semana Santa, die Karwoche, begangen. Die Bevölkerung hat das ganze Jahr hindurch auf diese Zeit gespart; Jedermann muß dann ein neues Gewand haben. Der Montag und der Dienstag sind den Vorbereitungen bestimmt; vor allem muß die Indianerin die Festmahlzeiten für die folgenden Tage rüsten, denn von Mittwoch an arbeitet Niemand mehr. Ein Schwein oder ein Truthahn wird selbst in der ärmsten Familie geschlachtet. Da aber die Osterwoche in die heißeste Zeit des Jahres fällt, so halten sich die Speisen nicht, und die Indios leben dann meist von elendem Bäckerbrot aus dem nächsten Dorfe, Schweinefett und Honig (der niemals fehlen darf). Dazu werden ungeheure Mengen Schnaps vertilgt. Da sich die Familien am Mittwoch und Gründonnerstag gegenseitig besuchen und die Männer würfelnd auf den Straßen hocken, gibt es viel Zank und Streit. Zu keiner anderen Zeit fließt so viel Blut wie in der Karwoche.

Am Karfreitag findet an vielen Orten eine Art Passionsspiel statt; da wird die Kreuzigung mit allen Einzelheiten vorgeführt. Es ist eine große Ehre, sich ans Kreuz binden zu lassen oder als Maria am Fuße des Kreuzes zu sitzen. Besondere Wichtigkeit legt der Christusdarsteller der Entgegennahme der Stärkung mit dem Schwamme bei, der gründlich mit Schnaps getränkt sein muß.

Am Ostersamstag nach dem Gottesdienst wird eine Strohpuppe, die Judas Ischarioth darstellen soll, auf die Hörner eines jungen Stiers gebunden und unter großem Zulauf und Jubel zerrissen. Dann hat den Verräter die gerechte Strafe ereilt. Diese Szene wird nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den stärker mit der spanischen Mischrasse besiedelten Städten aufgeführt. Unter den Klängen aller nur auftreibbaren Bandas (Musikkapellen) wird auf diese fröhliche Weise der „Stille Samstag" gefeiert. An den Ostertagen selbst finden meist Stiergefechte statt.

Besondere Erwähnung verdient die eindrucksvolle Karfreitagsfeier in der Hauptstadt. In ihrem Mittelpunkt steht eine Prozession mit der Darstellung der Leidensgeschichte. Sie gruppiert sich um den Sarg Jesu und die Bildsäule Marias. Der Sarg besteht aus schweren geschliffenen Kristallplatten mit Goldfassung. In ihm ruht die Jesusfigur, eine lebensgroße Wachspuppe in zarten Lebensfarben mit langen blonden Locken, auf schwerster weißer Seide in einem ebensolchen Totenhemd. Der Sarg ist in verschwenderischer Fülle mit weißen Orchideen geschmückt, den seltensten und kostbarsten Blumen auch in Guatemala, der Heimat der Orchis. Starke elektrische Batterien sind eingebaut. Wenn die Prozession gegen 11 Uhr Abends in die Kathedrale zurückkehrt, so erstrahlt der zentnerschwere Sarg in hellster Beleuchtung. Er wird von zwölf Herren der besten Gesellschaft Guatemalas getragen. Sie sind in schwarzseidene Dominos gekleidet, stützen sich auf hohe schwarze Stäbe und müssen sich an jeder Straßenecke abwechseln, da die Last ein ungeheures Gewicht hat. Den Sarg geleitet eine große Anzahl Männer, die sich Monate vorher angemeldet haben. Sie tragen weite, schleppende schwarze Talare und hohe Zipfelmützen und halten die Attribute der Passion in Händen: Hammer, Nägel, Stricke, Dornenkrone, Kreuz.

Das Muttergottesbild ist eine überlebensgroße Statue und wird von vornehmen Damen in schwarzer, altspanischer Gewandung mit Mantille (Spitzentuch) und hohem Kamm getragen. Manchen dieser Frauen ist es wirklich eine Art seelischen Bedürfnisses, sich unter der wuchtenden Last der Jungfrauengestalt zu beugen; hier zum ersten und einzigen Male trat ich in die Nähe tiefempfundener, wenn auch primitiver Religiosität. Ich kannte eine Dame, die freudig noch größere Lasten getragen hätte in dem Gefühl, damit der Mutter Gottes zu dienen. Aber das sind wohl Ausnahmen.

Der beste Beweis dafür, daß die Feier der Kirchenfeste den meisten Guatemalteken entweder eine Gelegenheit zu naiv-sinnlicher Betätigung mit einem gewissen künstlerischen Einschlag oder eine konventionelle äußere Verpflichtung bedeutet, ist ihre Einstellung zum Pfingstfest, dem Tag des Heiligen Geistes. Mit dessen Innerlichkeit wissen sie nichts anzufangen; Sinnfälligkeit und Anschauung fehlen ihm. Vom Hörensagen weiß ich nur, daß der Heilige Geist in Gestalt einer Taube an diesem Tage in manchen Indianerdörfern über dem Altar schwebt und an einer Leine auf- und abgezogen wird. Sonst wird das Fest im Volke überhaupt nicht erwähnt.

Dresden Maria Schwauß

Bücher und Schriften

zumeist für den Weihnachtstisch

Mein Volk. Die Botschaft Jeremias und unsere Zeit. Von Hermann Kutter. München, Chr. Kaiser-Verlag 1929. 274 S. Geb. 6.70 M.

Ein echter Hermann Kutter! Kein theologisches, sondern ein prophetisches Buch! Hier redet einer, der von Gott getrieben ist. Es ist schwer, über dies Buch eine „Kritik" zu schreiben, weil es selbst eine radikale Kritik darstellt; eine Kritik aus dem Worte Gottes heraus an aller Halbheit, deren wir uns auch dem Worte Gottes gegenüber schuldig gemacht haben. So sei denn auch nur versucht, anzudeuten, was hier in erstaunlicher Kraft und Entschiedenheit gesagt worden ist.

Kutter schließt sich mit seiner Bußpredigt — einer solchen läßt sich der hinreißende Erguß wohl am ehesten vergleichen — an Jeremia an. Warum an Jeremia? „Weil er ein Doppeltes vor allen Andern zu schauen gibt: schonungslos predigt er das Gericht über den Abfall des Volkes von Gott — aber es bricht ihm selbst das Herz dabei! Weil er tauben Ohren die Wahrheit vernehmbar machen will, daß dieses Gericht doch wieder nichts Anderes ist als der Ausdruck der Gottesliebe, der Ausdruck dafür, daß Gott nicht von seinem Volke läßt, mag es ihm noch so oft den Gehorsam aufsagen." Wenn auch Kutter in jedem Satz weit davon entfernt ist sich anzumaßen, eine Art neuerstandener Jeremia sein zu wollen, so ist doch sein Hören der Stimme Gottes und sein Sehen der Weltzustände tatsächlich nahe verwandt mit dem Hören und Sehen jenes Propheten. Auch ihm blutet das Herz darüber, daß er Gott verkündgt und — daß Gott nicht verstanden wird; daß im Gehorsam gegen Gott alles anders würde und — daß wir doch Gott nicht gehorchen.

In zwölf Kapiteln werden unter Versanfängen aus Jeremia (z. B. „Sie haben mich verlassen und opfern den Göttern und beten ihre Machwerke an", „Wie der Ton in der Hand des Töpfers", „In meinem Volke gibt es Reiche, reich durch Betrug") etwa folgende Themen behandelt: Vom Götzentum der religiösen Sinnbilder; Der lebendige Gott; Das verschüttete Evangelium; Die Krisis zwischen Gott selbst und — Religion; Die Herrschaft des Aberglaubens; Politik und Bergpredigtmoral; Unser Elend nicht Schicksal, sondern Schuld; Die „kleinen Leute" und ihr Hunger nach Gott: Die „Großen" und ihre Gottlosigkeit; Die soziale Frage als Ausdruck der Gerechtigkeit Gottes; Die Nähe Gottes in unserer Gottferne; Gott ist nicht Religion, Gott ist Leben, Gott ist Liebe.

Der Grundgedanke des Buches liegt in dem bedingungslosen Ernstnehmen Gottes. Es handelt sich immer um Gott selbst im Unterschiede von Religion, Christentum, Konfession, menschlichem Bedürfnis. „Es geht nicht um Besserung der Zustände, um ein neues Wirtschaftssystem, um Reformen und Revolutionen, um Sozialismus oder Kommunismus, um neue Erleuchtungen und Gnadengaben von oben, sondern um Gott allein. Nicht um uns, nein, um Gott. Nicht darum, daß er hilft, sondern, daß er da ist. Wenn er da ist, dann ist natürlich auch die Hilfe da. Aber er ist nicht um der Hilfe willen da, sondern um seiner selbst willen." Dieser Gott ist nicht Gegenstand, sondern Träger unseres Denkens; vor ihm gibt es kein „Draußen" im Gegensatz zum lauschigen „Innern", sondern alles Leben gehört seinem Machtbereich an. So kann es auch keine „Eigengesetzlichkeiten" mehr geben. Der „Realismus" von Politik und Wirtschaftsordnung ist ohnmächtige Schwäche und Abfall von Gott. Unser Elend kann nicht als „blindes Schicksal" erklärt werden. „Wir tragen das Elend in unserer eigenen Brust." In ihm wirkt sich unsere Sünde aus, unsere Loslösung von Gott. Wir stehen nicht unter dem Zwang der Notwendigkeit, mit dem wir uns entschuldigen könnten; Gott hat uns Freiheit gegeben, aber damit auch — Verantwortung. Der lebendige Gott will nur Eins: Gehorsam; wir aber treiben Götzendienst mit unseren Religionen und Symbolen, ob sie nun Katholizismus oder Protestantismus, Papst oder Bibel heißen mögen. Gott läßt es sich auf die Dauer nicht gefallen, zur „unschuldigen Religionsgröße" herabgesetzt zu werden und Gegenstand der „Erbauung" zu sein. „Seine Worte sind nicht zur Herzenserbauung, sondern zur Lebenserbauung da." In all seinen Gerichten sucht Gott den Menschen. Seine Gerichte sind seine Liebe; sein Kampf mit dem götzendienerischen Menschengeschlecht hat zum Ziel, es zum Frieden mit ihm zu bringen.

Kutters Buch zeigt keine „Wege" und weist nicht neue „Methoden" auf. Man kann aus ihm nicht lernen, wie mans „machen" soll. Aber es zwingt uns zu ernstester Selbstprüfung und zur rücksichtslosen Reinigung unserer theologischen und kirchlichen Mei-

nungen. Es weckt heilige Sehnsucht und läßt Morgenröte ahnen. Es zeugt von Gott und stellt unter Gott. „Gott selbst" ist nicht nur Motto und Thema, sondern Inhalt und Kraft dieses Prophetenrufes. Hermann Marhold

Kinder des Staates. Von Emilie Sadow. Hamburg, Rauhes Haus 1929. 114 S. Kart. 2, geb. 3 M.

Unter dem vieldeutigen Titel, der vor allem auf dem expressionistisch gestalteten Schutzblatt wie ein seltsames Fragezeichen wirkt, wird uns die erschütternde Darstellung von Erlebnissen einer städtischen Fürsorgerin in dem Barackenviertel einer Großstadt gegeben, anspruchslos in der Form, in der Sache überwältigend. Die schreiende Not der letzten proletarischen Schicht, die ganze über sich hinausdrängende Problematik unserer öffentlichen Fürsorge, die erdrückende Schwere der modernen Fürsorgeberufe, alles das kommt hier zu vollendet klarem Ausdruck. Und in all dem steht ein Mensch, der nicht aufhört zu lieben und zu glauben, weil er ganz und gar frei ist von jeder Enge traditionellen und pharisäischen Christentums, ganz hingegeben seinem Dienst an den Brüdern und Schwestern.

Wo irgendein Mensch aufgerüttelt werden muß aus allzu beruhigtem Bürgertum oder Christentum, da soll man ihm dies Buch geben. Es wird Niemanden loslassen, der überhaupt noch ergriffen werden kann. Wir brauchten ein solches Buch und sind dankbar, daß es uns geschenkt wurde. Wilhelm Mann

Eltern und Kinder. Von Else Wentscher. Leipzig, Pfeiffer 1929. 92 S. 2.50 M.

Wie erziehen wir unsre Kinder? Von Johannes Prüfer. 2. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1927. 231 S. Geb. 9 M.

Zwei pädagogische Bücher, die einander zum Teil bestätigen, zum Teil vorzüglich ergänzen. Else Wentscher verleugnet nicht die selbständig forschende, tiefschürfende Philosophin; darin liegt in Beziehung auf dieses Buch ihre Stärke und ihre Schwäche. Mancher schlichten Mutter mag dadurch die Lektüre zu schwer sein. Einer solchen rate ich, die ersten Kapitel ruhig zu überspringen. Viele Leser aber werden gerade die philosophische Fundierung der pädagogischen Arbeit freudig begrüßen, geht aus ihr doch die Aufgabe und der Möglichkeitsbereich aller Erziehung klar hervor. Die Verfasserin ist vorwiegend kantisch eingestellt, mit starkem Mißtrauen gegen das Triebleben und freudigem Vertrauen zur reflektierenden Vernunft, der sie die Formung des einzelnen Willensentschlusses anvertraut. Aber sie weist auch hin auf das Reich der Werte, das der Kindesseele zu erschließen ist, damit ihr Pflichterfüllung zum natürlichen Verlangen werde. — Die praktischen Kapitel behandeln in nicht ganz durchsichtiger Anordnung: die Religion im Kindesleben, die Willenserziehung und Charakterbildung, dann die Kunst der Erziehung und einige angehängte Spezialthemen: sexuelle Aufklärung, soziale Beziehungen, erwachsene Kinder. — Das Buch ist ausgezeichnet durch die große Wärme, die immer wieder in erster Linie Liebe und Vertrauen vom Erzieher fordert, und durch den großen Ernst mit dem das Erziehungsziel: der sittliche Charakter und der Weg dazu: Wertstreben und Willensbildung gezeichnet werden. Vielleicht liegt es an der Kantischen Einstellung, daß wir ein Kapitel über das Spiel und seine so unendlich reichen charakterbildenden Möglichkeiten entbehren müssen. So wird für die Erziehung zur Stetigkeit nur energisch durchgeführte Arbeit, aber nicht, was bis zum sechsten Jahre doch allein in Betracht kommt, energisch durchgeführtes Spiel erwähnt. — Besonders wertvoll war mir das Kapitel über Religion durch feine Hinweise darauf, wie Kinderglaube in Religion des reifen Menschen übergeleitet werden könne; wobei die Verfasserin ja zweifellos sich darüber klar war, daß ihre Religion, die sie skizziert, nicht die jedes reifen Menschen ist.

Ganz anderer Art ist das Werk von Johannes Prüfer, das nicht philosophisch unterbaut ist und auf irgendwelche systematische Vollständigkeit sicherlich keinen Anspruch erhebt. Man vergleiche etwa die Ausführungen über die vier Temperamente mit dem, was neuere Philosophie über den Begriff des Temperaments zu sagen hat. Das Buch ist populär im guten Sinne des Wortes, fruchtbar auch für den ungeschultesten Leser. Vorträge werden uns geboten, welche die Einstellung des Erziehers zum Kinde, eine Reihe von kindlichen Untugenden, das Gewissen, pädagogische Methodik, das Spiel, das Taschengeld und die Sexualerziehung behandeln. Also auch hier ein reichlich buntes Bild: liegt das am Stoff? Die scheinbar ganz negative Einstellung — unter den Vortragsthemen sind ja nur kindliche Untugenden, keine einzige Tugend genannt — ist in Wirklichkeit zum Glück nicht durchgeführt. Auch Prüfer weiß, daß Erziehung nicht nur Leitung von etwas weg, sondern auch zu etwas hin bedeutet: Vortrag über das Gewissen! Besonders dankenswert sind die zahlreichen eingestreuten „Erziehungserfahrungen". Da redet eine ganze Fülle von Autoren zu uns in kurzen Erzählungen, die uns mitten in die Kinderstube, in Spielplatz und Schule hineinführen. Hier haben wir das konkrete Leben selbst, eine Kasuistik der Erziehung. Natürlich ist jeder einzelne Fall individuell, und Grundsätze sind unmöglich aus ihm abzuleiten; aber für den suchenden Erzieher bietet sich eine reiche Fundgrube von Einzelerfahrungen, die ihn leiten und ermutigen, es im einzelnen schwierigen Falle etwa so oder so zu versuchen. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß die „Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung" (Leipzig N, Johann-Georgstraße 7) ein Preisausschreiben für solche „Erziehungserfahrungen" (je 50 Zeilen zu 15 Silben) veranstaltet; Einsendungen bis 31. Dezember.

Else Zurhellen-Pfleiderer

Tagebuch eines Großstadtpfarrers. Briefe an eine Freundin. Furche-Verlag. 184 S. 4.80, geb. 6 M.

Das ist ein ganz großer Wurf. So ist wohl noch nie über das Amt des Großstadtpfarrers geschrieben worden, über seine Pflichten, seine Verantwortung, seine Not, seine Problematik, wie es in diesem Buche aus dem Drang des täglichen Lebens geschieht. Alles zieht an unserm Auge vorüber, was an einen Großstadtpfarrer herandrandet: Das Übermaß der Wortverkündigung, das Angelaufenwerden von Reich und Arm, von Verzagten und Verirrten, von Gemeinschaftsleuten und Religionsfeinden, die kirchlichen Kämpfe zwischen Bekenntnistreuen und Liberalen, die Auseinandersetzung mit Stahlhelm und Sozialismus, die Jugendbewegung und die Arbeit in den kirchlichen Körperschaften. Das alles aber vom Verfasser zwar nicht systematisch aufgebaut, aber so erschütternd erlebt, so tief erfaßt, so mit der Wucht des in Gott gebundenen Gewissens vor uns hingestellt, daß auf der einen Seite all das Kleinliche, das unserer kirchlichen Arbeit so leicht anhaftet, und das Häßliche, das unsere dogmatischen und kirchenpolitischen Kämpfe noch immer vergiftet, sieghaft überwunden wird, auf der anderen Seite aber um so ernster die Frage nach Sinn, nach Wert und Recht des organisierten kirchlichen Amtes vor uns steht.

Wer ist mit dem Buch gemeint? Gemeint sind schließlich alle, die sich unserer evangelischen Kirche, ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft, verpflichtet wissen. Einen besonderen Dienst kann es aber den Pfarrern tun, denen die heute beliebte kirchliche Betriebsamkeit zu einer Gefahr für ihr inneres Leben wird. Und darüber hinaus: unsere gebildeten Laien sollten an dem Tagebuch nicht vorübergehen. Auf daß sie endlich ein wenig lernen, was es um unsere Arbeit ist; wie es nicht mit dem üblichen Sonntagsdienst und der glatten Erledigung der Verwaltungsgeschäfte getan ist, sondern wie hinter dem Übermaß an Pflichten viel Gewissensnot, viel Bohren, Fragen, Tasten, Suchen, Zweifeln steht. Gott öffne dem Buch Tür und Herzen! Martin Egec

Das schwäbische Gemeinschaftsleben in Bildern und Beispielen gezeichnet. Ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus. Von Fr. Baun, Pfarrer. Zweite neubearbeitete Auflage. Stuttgart, Quellverlag der Evangelischen Gesellschaft. 206 S. Geb. 3.80, auch 4.50 M.

Lichtbilder aus der Geschichte des schwäbischen Pietismus, mit viel Liebe gezeichnet, umrahmt von einer reichen Fülle kennzeichnender Anekdoten. Etwas mehr kritische Sichtung wäre dabei zu wünschen gewesen; manches Geschichtchen macht sich, im Gespräch erzählt, ganz nett, wirkt aber im Druck etwas peinlich; doch — über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Aufs Ganze gesehen ersteht vor unsern Augen eine Reihe echter, kernhafter, wirklich origineller Gestalten mit tiefer, ob auch oft seltsamer und enger Frömmigkeit, meist ohne ungesunde Schwärmerei. Eine Menge trefflicher und treffender Aussprüche, oft Warner ins eigene Lager hinein, ließe sich aus dem Buch zusammenstellen: „Geistliche Dinge leiden keinen Zwang, sondern wollen langsam abgewartet sein"... „Eine frömmelnde Erziehung fürchte ich fast mehr als Vernachlässigung im Geistlichen." ... „Erst wo der Geldbeutelglaube aufhört, fängt der rechte Glaube an." ... „Den Weltleuten müssen wir mit Wirklichkeiten begegnen, nicht mit Behauptungen." „Rede nicht einen Heuwagen voll, wenn du etwas mit fünf Worten sagen könntest." ... „Haltet eure Wurzeln zugedeckt, damit sie nicht verdorren" usw.

Die neueste Entwicklung des Pietismus, die doch ihr besonderes Gepräge hat, kommt ziemlich kurz weg, wohl weil sie dem Verfasser weniger Originales zu bieten scheint.

Lichtbilder sind es, die uns Baun gibt; er will, daß sein Buch „ein Ehrenspiegel des schwäbischen Pietismus" sei. Das ist durchaus berechtigt, zeigt aber zugleich die Grenzen des Buches. Die Schattenseiten des Pietismus, seine „Enge" und „Einseitigkeit" verschweigt Baun nicht, läßt sie aber mit Absicht sehr zurücktreten, wohl in der Überzeugung, daß sie gegenüber den wertvollen Lichtseiten kaum in Betracht kommen. Ein, wie mir scheint, recht dunkler Schatten aber liegt auf dem Pietismus: seine, der Orthodoxie entstammende, völlige Unfähigkeit, anders geartete Ausprägungen evangelischen Christentums zu verstehen und infolge davon ein liebloses Aburteilen. Es gibt wenige Ausnahmen. Aber im allgemeinen ist man mit den Zensuren „ungläubig", „halbgläubig", „unbekehrt" rasch bei der Hand. Und wer einmal so abgestempelt ist, der bleibt es mindestens für eine Generation. So ging es u. a. dem tief frommen Manne christlich-sozialer Tat, Gustav Werner (Reutlingen), gegen den der Pietismus auch nach Bauns Meinung geradezu „gehässig" kämpfte. Es handelt sich da um eine ganz erhebliche Gefahr wie für den Pietismus selbst so insbesondere für den Bestand unserer Volkskirche, in der heute der Pietismus durchaus nicht nur als „Salz" wirkt, sondern als eine ihrer Stärke sehr bewußte kirchenpolitische Macht.

Diese nötige kritische Anmerkung soll uns aber die dankbare Freude an Bauns schöner Gabe nicht stören. Das Buch verdient einen recht großen Leserkreis. Albert Eisenwein

Afrika lernt. Von Paul Rother. Leipzig, Verlag der Evangelisch-lutherischen Mission 1929. 120 S. Kart. 2 M., geb. 3 M.

Ein Missionsbuch, das über dem Durchschnitt steht. Dokumente afrikanischer Frömmigkeit und Sittlichkeit. Der Verfasser, Lehrer am Gehilfen- und Lehrerseminar der Leipziger Mission am Kilimandscharo in Ostafrika, gibt zahlreiche Auszüge aus den Niederschriften seiner Seminaristen und eingeborenen Helfer über afrikanische Kindererziehung, Mutterliebe, das Los von Waisen, über den Alltag im Hause, auf dem Markte, im öffentlichen und Berufsleben und über sittlich-religiöse Fragen. Das Allerwertvollste ist wohl, was wir über Frömmigkeit und Wandel vor Gott ursprünglich afrikanischer Art erfahren. In den „Gedanken Mkumbes, des Stockschnitzers und Philosophen, über die Liebe Gottes" wird das Gespräch eines Christen mit diesem nichtchristlichen „sonderbaren Alten" wiedergegeben. Es schließt so, daß der Heide verwundert ist: „Und du sagst, ich kenne ihn nicht! O-o-o-o-o! Ich kenne ihn wohl, kenne ihn wohl. O Gott, der du mich liebst, bleibe so in Ewigkeit." „Nun wenn du ihn so liebst, so gehe doch ein in die Gemeinschaft seiner Kinder" sage ich ihm. Er: „Was sagst du da wieder? Das? O, siehst du denn nicht, daß ich schon drin bin? Siehst du nicht, daß alle meine Kinder schon drin sind? Ja, auch ich bin schon längst drin. Mein Gott, der du mich so liebst, bleibe so in Ewigkeit! Auf Wiedersehn, mein Sohn!" Verchristlicht findet sich echt altafrikanische Frömmigkeit in der Ansprache „Tötet nicht den Wächter": „Gott hatte Adam seinen Geist gegeben. Aber als er fiel, hat er ihn wieder genommen und ihm nur einen Teil gelassen. Das ist der Wächter. Der Wächter ist nun auch in uns Adamskindern. Seine Aufgabe ist, uns zuzurufen: Da, das ist gut; da, das ist schlecht! ... Wie war es, daß die Wächter in seinem Herzen nicht mehr pochten? Ich will's euch sagen: Er hatte sie getötet. Und das ist auch eine viel größere Sünde als Rauben und selbst Morden und Ehebrechen. Der Zöllner hatte betrogen und sicher noch andere große Sünden getan. Seht, dort kauert er ganz hinten an der Wand der Kirche. Er hat sich zusammengeduckt. Die Wächter rufen in ihm ... Brüder, nicht wer Sünde tut, geht verloren, sondern wer die Wächter tötet..." Daneben stehen Dokumente über die Wirkung dieses Umgangs mit Gott im alten Afrika. Von dem Untertansein unter Gewissen, Herz, innere Stimme, „den Wächter" legt das Leben mehrerer großer Männer Zeugnis ab, die unter solcher Leitung zum Segen ihrer leidenden Mitmenschen und Völker wurden und gegen Volksnöte wie Zauberei, Aberglauben, Krieg, Sklaverei, Umhertreiben, Waisennot usw. einschritten. Hier sei nur als Beispiel der Landesverweser Nasuwa Kischonga erwähnt, von dem sein Volk erzählt: „Nasuwa war sehr bescheiden. Wer auch immer ihn grüßen mochte, er antwortete rasch und freudig, sei's auch ein Armer. Wenn er eine Witwe sah, so sandte er zu ihr, auch wenn sie noch fern war, sie nach ihrem Anliegen zu fragen. Keinen Armen ließ er im Stich, der Übles erfuhr. Und wenn er ein Mahl gab, so durfte keiner abgewiesen werden. Kein Kleid zog er an, ohne zu wissen, wofür es gekauft worden war. Er zog nichts an, wogegen man Menschen in Sklaverei verkauft hatte." Wilhelm Mensching

*

Meine Lebensgeschichte. Von Otto Baumgarten. Tübingen. J. C. B. Mohr 1929. 529 S. 18, geb. 21 M.

Eine wirkliche Würdigung des Buches ist vor Weihnachten unmöglich. Sie liegt in guter Hand, aber ich darf den Freund nicht drängen, konnte ich doch selber die Lesung des umfang- und inhaltreichen Werkes noch nicht vollenden. Männer und Frauen unseres Kreises werden ohnedies darnach greifen. Das erste Drittel des Buches gibt uns die eigentliche Lebensgeschichte; die andern beiden sind dem kirchlichen, kulturellen, politischen, weltgeschichtlichen Erleben gewidmet, das dem Verfasser beschieden war und noch ist. S. 266—506 gelten der Zeit des Weltkriegs und bis heute: gerade sie los ich noch nicht und bin doch am meisten darauf gespannt. Geschichte der Gegenwart schreiben ist bekanntlich schwer, auch wenn es sich nur um einen Ausschnitt daraus handelt. Die ungemeine Aufrichtigkeit und Unbestechlichkeit des Verfassers, dazu die Vielseitigkeit seines Interesses, seiner Bildung und seines Erlebens macht sein Wagnis auf alle Fälle wertvoll. Rade

Heiteres und Ernstes aus meinem Leben. Von Christian Geyer. München, Chr. Kaiser 1929. 280 S. 5.40, geb. 7 M.

Mit diesem Buch wird D. Geyer, der Hauptprediger von St. Sebald in Nürnberg, vielen Menschen viel Freude machen. Voran dem großen Kreis, der sich in Nürnberg um seine Kanzel und in ganz Deutschland um seine gedruckte Predigt schart. Sodann seinen persönlichen Freunden und Verehrern in der theologischen und nichttheologischen Welt, zumal seinen bayrischen Freunden, die neben ihm oder nach ihm seinen Weg gewandert sind. Unsereins kennt ja fast alle die Persönlichkeiten und Örtlichkeiten, von denen Geyer schreibt, ist in derselben Kampffront gestanden und hat immer wieder die Freude erlebt, ihm in Ernst und Scherz zu begegnen. Aber auch wer Geyer persönlich ferne steht, muß an diesem Buch Wohlgefallen finden. Es will doch etwas bedeuten, wenn Ernst Troeltsch, als er mit Geyer von einer theologischen Tagung zurückfuhr und aus seinem Mund eine Schnurre um die andere über seinen originellen Küster entgegennahm, diese Geschichten für das Schönste an der ganzen Tagung erklärte. Freilich, man muß, um mit Geyer zu reden, Sinn für „Hamur" besitzen: sonst wird einem dies Buch, als Testament eines alten Predigers und Theologen, zur Lästerung. Auch steht und fällt der Reiz all der köstlichen Schnurren weithin mit dem mündlichen Erzähler. Gedruckt mögen sie in Bruchstücken jedermann bekömmlich sein: so ist ja auch ihre erste Veröffentlichung erfolgt. Aber ein Buch von 280 Seiten nur Anekdoten und Schnurren, lebensprühende Hilaritas, beneidenswert schöne Fassade, aber eben doch nur Fassade und Hilaritas ... ob ein Geyer dafür nicht eigentlich zu gut ist? Ausdrücklich nehme ich Geyers Kindheitsgeschichte aus; für sie paßt die gewählte Form glänzend. Auch weiterhin klingt hin und wieder, in den letzten 17 Zeilen durchschlagend, ein anderer Geyer an. Ich meine, der müßte in einem zweiten Buch noch ausführlich zu Wort kommen. Johannes Kübel

Wie wir unsern Weg fanden. Lebenserinnerungen eines Schwesternhausrektors. Von Johannes Naumann. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1929. 248 S. Geb. 8 M.

Wenn Johannes Naumann, der Bruder Friedrich Naumanns, auf Tagungen das Wort nimmt oder schriftstellerisch zu uns spricht, dann horchen wir Sachsen auf. Wir wissen, er führt immer in die Tiefe. Aber auch weit über das engere Vaterland hinaus gilt der Name dieser Autorität auf dem Gebiet des staatlichen Schwesternwesens viel. Nicht umsonst hat ihn Marburg mit der höchsten theologischen Würde geschmückt. Im vorliegenden Buch beschert er uns seine Lebenserinnerungen.

Die Schrift ist, wie nicht anders zu erwarten, zunächst einmal reich an intimen Reizen: Elternhaus, Großvater Ahlfeld, theologisches Studium, erstes geistliches Amt, häusliches Glück. Dann führt sie uns in eine ernste, aber ganz große Welt: Schwesternausbildung für den Dienst in staatlichen Heil- und Pflegeanstalten. Wer für die kulturellen und sozialen Aufgaben des Staates Sinn hat, dem wird das Buch zu reichem Gewinn. Es ist ja erstaunlich, welchen Umfang diese Arbeit in den letzten vierzig Jahren gewonnen und wie die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit in Regierungskreisen und in der Ärzteschaft nach anfänglichen Schwierigkeiten gewachsen ist. Man darf es aber aussprechen, sie hätte in Sachsen niemals so gedeihen, so sich im öffentlichen Urteil durchsetzen, so sicher sich von der Inneren Mission und Diakonissensache abgrenzen und so Fruchtbares schaffen können, hätte sie nicht von Anfang an in der Hand eines so tiefgründigen, klarblickenden, weltoffenen und die sozialen Probleme beherrschenden Mannes gelegen, wie es dieser Schwesternhausrektor war. Auch dies Buch wird „seinen Weg finden" — gewiß zu vielen, vielen Schwestern, die ihrem Rektor ihr Bestes verdanken, dann aber auch zu denen, die davon durchdrungen sind, daß auch diese Arbeit wertvolle Aufbauarbeit an unserm körperlich und seelisch erschütterten Volke ist.

Martin Eger

Magd und Königin. Das Leben der frühvollendeten Pfarrfrau **Elfriede Friedrich.** Von Karl Josef Friedrich. Leipzig und Hamburg, Gustav Schloeßmann 1929. 255 S. Geb. 6.80 M.

Dies Buch darf man nicht mit dem Verstand, man muß es mit der Seele lesen, und zwar mit einer Seele, die Zeit, Geduld und Liebe besitzt, sich in die Seele eines durch tiefes Herzeleid gegangenen Mannes zu versetzen. Der Verfasser steht in der langen Reihe der gottgesegneten Menschenkinder, die schwere Gottesschickungen in Kraft wandeln möchten und mit heiligem Ernst nach Gesundung und neuer Lebensbejahung streben. Darum schrieb er vor Jahren „Die heilige Kümmernis", darum jetzt dies Lebensbuch einer frühvollendeten Frau, der Mutter dreier Kinder. Wer mit obiger Einstellung an die Lektüre des Buches herangeht, wird nicht kritisieren, nein, er wird, geführt von dem Verfasser, das innerlich reiche Leben der heimgegangenen jungen Pfarrfrau mit erleben. Er wird nicht Anstoß nehmen an all den kleinen Zügen und Bildern, die uns erzählt und gezeigt werden; er wird vielmehr verstehen, wie dem Manne alles, alles lieb und teuer ist, was ihn an diese seltene, gottinnige Frau bindet. Und wer den Verfasser persönlich kennt, mit ihm durch all sein Suchen und Ringen hindurchgeschritten ist, der begreift, daß er dies Buch schreiben, daß er es so schreiben mußte. „Im kleinsten Punkte die größte Kraft" — so hat die reichbegabte, alles Zeitliche in die Ewigkeit hineintauchende Pfarrfrau im kleinen Erzgebirgsstädtchen gewirkt. „Daß die Herrlichkeit Gottes offenbar wurde" an drei Menschenkindern, darum wurde dies Buch geschrieben: offenbar an der heimgegangenen Gattin, Mutter und Pfarrfrau, offenbar an dem schwergeprüften, mit Gott ringenden Pfarrer, offenbar aber auch an der zweiten Lebensgefährtin, die ihm (wie der Verfasser erzählt) treue Mitarbeiterin bei dem Buch gewesen ist und die mit heiligem Mut gewagt hat, das vereinsamte Pfarrhaus aufs neue zu beseelen.

Magdalene Eger

Worte aus vergangenen Tagen. Von Hermann Oeser. Heilbronn, Eugen Salzer 1928. 161 S. Geb. 3.60 M.

Gewiß, es sind Worte nicht nur aus alten, sondern aus vergangenen Tagen. Einige dieser Aufsätze sind schon 1888 geschrieben. Aber es müßte nicht Oeser sein, der in diesem Büchlein spricht. So ist doch nicht alles vergangen. Männer der Schule und Volksfreunde werden die Goldkörner in diesen gesammelten Aufsätzen zu finden wissen. Martin Eger

Briefe aus den Jahren 1902—1906 von Rainer Maria Rilke. Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Insel-Verlag 1929. 332 S. Geb. 7.50 M.

Allen, die Rilke in Liebe oder Dank verbunden sind, wird diese Briefsammlung eine Freude sein. Freilich auch, wie das bei Rilke nicht anders sein kann, eine ernste Gabe. Denn die Briefe lassen hineinschauen in viel innere Not und Angst, aus denen dieser Meister des leicht verletzlichen Lebens sein Werk losrang, in viel inneren Kampf. Was seine „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" ahnen lassen, spricht hier unmittelbar aus ihm selber. Wir sehen unmittelbar in seine Seele, in dies immer bebende Instrument, dessen Zittern er scheu zu gehorchen suchte, wie der Psalmdichter, der „seine Seele immer in seinen Händen trug". Wir sehen, wie er nicht zu wachsen wagte, weil er des höheren Rufes nicht gewiß war, der dies Wachsen wollte, und wie er sich unablässig bereitet, damit der Ruf ihm gelten dürfe und ihn bereit treffe. Und wie er in diesen Nöten, denen er sich darbietet, doch wächst. Man hat gewagt, Rilke in eine „Dekadenz" einzuschachteln. Das ist eine Ahnungslosigkeit, die nicht merkt, daß in dem inneren Kampfe dieses Einen ihre eigenen Versäumnisse ausgefochten werden. In diesen inneren Dingen scheint es das Gesetz einer heimlichen Stellvertretung zu geben, indem zwischen „allen Menschen, die doch so sicher leben", immer wieder einmal einer sein muß, der all die Gefahren durchleidet, die die Anderen gar nicht bemerken, oder für die sie so glücklich sind keine Zeit zu haben oder zu praktisch zu sein: — wir Anderen! Einer muß die heimlichen tödlichen Lanzen, die von überall uns in Frage stellen, auf sein unbewehrteres Herz zusammenraffen.

Im Mittelpunkt der Briefe dieser Jahre steht die Gestalt des Pariser Bildhauers Rodin und seine tiefe Wirkung auf Rilke, für die er mit schwärmerischer Verehrung seinen Dank brachte. Die Herausgeber, Tochter und Schwiegersohn Rilkes, wollen aus den Briefen nur das geben, was auf Werk oder persönliche Entwicklung Beziehung hat; sie haben alles Private weggelassen, was etwa nur „die Beziehung zwischen Briefschreiber und Empfänger ausdrückt". Gewiß läßt sich für diesen Eingriff etliches sagen, auch von Rilke her, der sein Leben oft als das Trümmerfeld empfunden zu haben scheint, aus dem er ins Werk emporhob, was aus diesen Trümmern unter dem Hauche der Berufung zu Leben und Form auferstand, und der um des Werkes willen so Vieles von sich fernhielt. Dennoch entspricht diese Zerreißung schwerlich ganz seinem innersten Sinne. Denn wiederum war ihm sein Leben der mit vielen Knospen wartende Stamm, aus dessen reichem, unruhvollen und doch leisen Warten nur immer einzelne Zweige zur Blüte sich erschlossen, dessen Saft aber in Blüte und Knospe der gleiche und gleichbereit sein mußte. Es ging ihm doch um das unzerreißbare Leben aus einem Guß, um die Durchblutung jeder Faser.

Aber auch so ist dieser Briefband ein großer Reichtum, voll herrlichen Lebens, wie eine Schule des Sehens und Aufnehmens. Vielleicht hilft dieser Einblick in persönliches Angiten und Werden manchem den Weg finden zu dem Werk des Meisters, der in ganz anderem (von mir aus würde ich sagen: in höherem) Sinne als Goethe ein Lebens-meister war. Vielleicht können Rilkes „Briefe an einen jungen Dichter", die jetzt als schmales Inselbändchen erscheinen, diesen Zugang aufs glücklichste ebnen helfen.

Karl Müller

Hans Friedrich Blunck. Von Otto Ernst Hesse. Ein Beitrag zur nordischen Renaissance. Jena, Eugen Diedrichs 1929. 110 S. 3 M. — Vgl. Nr. 18 d. J.

Bei der Wertung, die Blunck allgemein verdient, ein recht willkommenes Büchlein, das weniger in seinen Mitteilungen, obwohl es das Wissensnotwendige aus des Dichters Leben mitteilt, sondern mehr in seinen Ergründungen wichtig ist. Blunckś Trilogien des werdenden Volkes und der mythologischen „Väter"-Bücher wie auch seine Märchen stehen im Rahmen wie auch in den Tiefen ihrer Konzeption, ganz im Wesen dessen, was berechtigterweise als nordische oder germanische Renaissance zu bezeichnen ist. Hesse gibt einen Begriff von der gegenwärtigen Bedeutsamkeit eben dieser Tatsache und also auch von der Bedeutsamkeit der Erscheinung des Dichters.

Erich Bockemühl

Aus vier Generationen der Familie Matthias Claudius. Nach Aufzeichnungen von Andreas Claudius. Mit einigen Bildern. Berlin, Martin Warneck 1929. 220 S. Geb. 4.50 M.

Der Verlag hat schon recht: „Alles, was die Familie des Wandsbeker Boten betrifft, hat von vornherein unsere volle Teilnahme", zumal wenn es so schlicht und echt berichtet wird, wie in diesem anspruchslosen Büchlein. Es schildert uns das Leben des Sohnes, dem der Vater jene berühmte Lebensmahnung mitgab: An meinen Sohn Johannes, 1799. Von seinen Lehr- und Studienjahren, von seiner Pfarrarbeit in Sahms bei Schwarzenbek, von seinen Kindern, seinen Festen, seinen Sorgen erhalten wir lebendige Anschauungen, und dahinein leuchtet die Weltgeschichte: die Franzosennot in den Freiheitskriegen, die Cholera 1832, 1848. Man ist dem Verfasser, Andreas Claudius, dem Enkel des Matthias, der 1915 hochbetagt in Ratzeburg gestorben ist, herzlich dankbar und stellt das Buch im Bord dorthin, wo die stillen Bücher stehen, die auf ihre Stunde warten und ihre Stunde haben.

Rudolf Hermes

Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann, ausgewählt von Flodoard Frhr. v. Biedermann. Leipzig, Insel-Verlag 1929. 791 S. Geb. 9 M.

Eine wunderschöne Gabe: Goethes Gespräche, gesammelt von 1754 an aus den Erzählungen der Frau Aja bis zu den letzten Worten am 22. März 1832. Immer ist das Datum angegeben und die Persönlichkeit, die das Gespräch aufgefangen hat. Dazu ein gutes Register. — Die Auswahl beruht auf der fünfbändigen Sammlung desselben Herausgebers, die 1909 im Verlag von Biedermann erschien und die zweite Auflage der Gespräche Goethes, begründet von Woldemar Frhr. v. Biedermann, darstellt. Die fünf Bande sind und waren immer recht unhandlich, ein Bibliothekswerk, nicht zum täglichen Privatgebrauch eingerichtet. Das ist jetzt anders geworden durch diese neue und sehr erfreuliche Auswahl. Daß Eckermann fortblieb, ist zu billigen, denn den hat man ja wohl immer irgendwo in der Nähe, vielleicht auch in der trefflichen Ausgabe des Inselverlages. Daß Sorets Berichte deutsch in getreuer Übersetzung gegeben sind, sagt mir sehr zu. — Ein unendlicher Reichtum ist in dem Büchlein verborgen, und nun kann man ihn bequem herausheben. Ich denke, man packt den immer noch schmalen, leichten Band mit ein, wenn man in die Ferien oder über das Meer fährt, und holt sich dann heraus Tag für Tag, was einem zusagt und was man brauchen kann. Ein Freund pflegte bisher in einer freien halben Stunde gern seinen Eckermann zu konsultieren; er wird nun mit nicht geringerem Ertrag diese Gespräche Goethes in dieser neuen Inselausgabe an sich nehmen können.

Rudolf Hermes

*

Schneewittchen bei den sieben Zwergen. 17 Tuschzeichnungen von Wilhelm Steinhausen. Herausgegeben vom Steinhausen-Archiv Frankfurt a. M. Geb. 3 M.

„Die sechs Geschwister Steinhausen" unterzeichnen das Vorwort dieser neuen Ausgabe von ihres Vaters köstlichem Bilderbuch „Wie es Schneewittchen bei den sieben Zwergen erging, seinen Kindern an Winterabenden gezeichnet". Aber es handelt sich keineswegs nur um eine neue Auflage. Das Buch von 1886 brachte Holzschnitte nach Steinhausens Zeichnungen, schwarz auf weiß, hier aber werden sie nach den Tuschzeichnungen von seiner eigenen Hand geboten, in der ursprünglichen braunen Farbe mit ausgesparten Lichtern, genau in der Größe der Zeichnungen selbst. So ersetzt die Wiedergabe das Original, es ist so gut, als wenn man 17 Handzeichnungen des Meisters erhielte. Das ist nicht nur für die kleinen, sondern auch für die großen Leute, unschätzbar für Alle, die Meister Steinhausen lieben. Schade, daß sein gemütvolles Vorwort, nur für die großen Leute bestimmt, fortfallen mußte, und daß die hübschen Verse des „Gevatter J. F. Hoff" des Raumes wegen auf bloß zwei Zeilen zu jedem Bilde zusammengezogen sind. Dafür wird uns aber ein Bild, das erste, Schneewittchens Mutter die Königin vor des Kindes Geburt, ganz neu geschenkt; für die Holzschnittausgabe hatte Steinhausen es in ein großes Umschlagbild umgezeichnet. Mir erscheint diese kleine Zugabe als besonders schön. Möge diese köstliche Weihnachtsgabe in viele gute Hände kommen!

Karl Budde

Ludwig Richter-Album. Herausgegeben von Dr. Hildegard Lange, mit einem Lebensbild von Dr. Karl Martin Schiller. Meersburg am Bodensee, F. W. Hendel 1929. XXXII und 384 S. Zeichnungspreis in Ganzleinen 5 M.

Seitdem die 20 000 Abzüge der beiden Auflagen meines Albums „Ludwig Richters Volkskunst" (1909. 1910) vergriffen sind und der Verlag Georg Wigand eine dritte Auflage zu veröffentlichen sich weigerte, hat das deutsche Haus keinen Ludwig Richter-Schatz mehr gefunden, wie es ihn seit 80 Jahren gewohnt war. Die Schleuderware der Ludwig Richter-Wandkalender und der Hefte für die Schule, die derselbe Verlag auf den Markt warf, brachte ihm gewiß viel mehr ein, konnte aber für das Verlorene nicht entschädigen. Hier wird endlich ein würdiger Ersatz geboten, wohl nicht ganz so vornehm wie auf dem Groß-Quart-Format meines Albums, aber doch alle gerechten Ansprüche vollauf befriedigend und den erstaunlich niedrigen Preis anderer Veröffentlichungen desselben Verlages noch überbietend. Auf den 379 Bildseiten werden rund 470 Holzschnitte geboten, noch eine Anzahl mehr als bei mir, und ihr Umkreis ist erheblich größer, weil ich mich auf Georg Wigands Verlag beschränkte, während hier aus allen Verlagen, die Richter in Anspruch nahmen, das Beste zusammengetragen werden konnte. Das hat die Herausgeberin trefflich durchgeführt. Daß die verschollenen Titelbilder zu Gottschalcks Märchen und zu den Büchern von „Aurelie" geboten werden (S. 97 f. 26 f.), daß seltene Bücher wie Keils Märchen, Ferdinand Schmidts Märchen, die Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten, der Neue Vereinskalender, verschiedene der Kinderbücher von Johann Traugott Löschke stark berücksichtigt werden, die letzteren sogar unter Beigabe großer Stücke seiner harmlosen Poesie, daß von den Studenten- und Volksliedern ganze Probeseiten, auch mit den Noten geboten werden, dies und vieles Andere verdient alle Anerkennung. Ganz schwach vertreten sind große Gruppen wie Musäus, Robinson, Hebel, Bechstein, Spinnstube, gar nicht Andersens Märchen, zweifellos, weil der Verlag sie im vollen Umfang wieder aufgelegt hat oder etwa noch auflegen will. Durch diese Auswahl, vor allem auch durch die reichliche Aufnahme der „Schnurren" aus Nieritz' Volkskalender,

bekommt das Album ein vorwiegend lustiges Gepräge: der Humorist und Karikaturist tritt stark in den Vordergrund, wie denn der „Philister" Ludwig Richter auf diesen Gebieten zu unsren allerersten Größen gehört. Das alles ist in hohem Grade dankenswert. Kleine Irrtümer und Fehlgriffe gehören nicht hierher; ich teile sie besser der Herausgeberin persönlich für die folgenden Auflagen mit. Aber zwei dringende Wünsche möchte ich hier nicht übergehen. Der erste, daß im Inhaltsverzeichnis am Schluß den einzelnen Werken, die im wesentlichen nach der Zeit angeordnet sind, das Jahr des ersten Erscheinens möge hinzugefügt werden, womöglich auch der Verlag, und daß die Titel hie und da etwas genauer könnten gefaßt werden. Mein zweiter Wunsch ist viel bedeutsamer und verbindet sich mit entschiedenem Einspruch. In ein Richter-Album, das wie dieses ernst genommen sein will und auf Kunstwert Anspruch macht, darf kein einziger Holzschnitt in Verkleinerung Aufnahme finden. Das Groß-Quart-Format meines Albums von 1909 wurde eben dadurch bestimmt, daß die allergrößten Holzschnitte, „Aller Augen warten auf dich" und „Das Lob des Weibes", darin unverkleinert Platz finden sollten; mußte das Format kleiner gewählt werden, so durfte die Herausgeberin nur solche Holzschnitte wählen, die diesen Umfang nicht überschritten. Jede Verkleinerung, selbst eine ganz geringe, schädigt das Blatt und gereicht seinem Meister zur Unehre. Man überzeuge sich selbst davon durch Vergleich des unverkleinerten Blattes mit dem verkleinerten, wie solche oft genug nebeneinander stehn, z. B. — ich stelle das unverkleinerte jedesmal voran — Seite 228 neben 229, 231 neben 230, 235 neben 234, 237 neben 236, 290 neben 291. Ich möchte dringend bitten, daß in neuen Auflagen dieses schönen Albums alle Verkleinerungen ausgemerzt würden. Keine der Bilderfolgen aus Ludwig Richters Alter braucht damit ganz auszufallen, selbst Schillers Glocke läßt noch einige zur Verfügung übrig. Hier und da kann dadurch geholfen werden, daß die Bilder quer aufgenommen werden, so daß die Höhe des Buchformats die Breite des Bildes aufnimmt. Und was sich auch so nicht fügt, darauf verzichte man, wie schön es auch sein mag.

Auf S. I—XXXII bietet Dr. Schiller ein ansprechendes Lebensbild des Meisters: möchte es Alle, die Ludwig Richters Lebenserinnerungen noch nicht kennen, anregen zu ihnen zu greifen, die in so vielen schönen Ausgaben zur Verfügung stehn! In der Einleitung dieses Abrisses arbeitet der Verfasser doch wohl etwas zu viel mit Entschuldigungen und Rechtfertigungen, so gut gemeint sie auch sein mögen, und wird dem künstlerischen Können Ludwig Richters schwerlich in vollem Maße gerecht. Das näher zu begründen fehlt hier der Raum. Nur einige kleine Irrtümer seien noch berichtigt. Die 30 An- und Aussichten von Dresden (Hoff-Budde Nr. 100—129) sind nicht erst 1821 nach der Heimkehr aus Frankreich entstanden (S. XVII), sondern 1820, gleichzeitig mit den 70. Nicht am 1. April 1827 (S. XXII), sondern 1826 trat Richter die Rückreise von Rom an. Nicht gegen 3300 Holzschnitte nach Richter gibt es (S. XXVI), sondern rund 2650; bei jener Zahl sind wohl Stiche und Steindrucke nach seinen Zeichnungen eingerechnet. Illustrationen Richters zu Schillers Werken (S. XXVI) sind mir nicht bekannt. Seine Reise nach Holstein fällt nicht 1859 (S. XXX), sondern 1856.

Und nun Glück auf den Weg! Möchte das schöne Buch einen recht weiten Kreis dankbarer Beschauer und Leser finden!

Karl Budde

Das Industriebild. Vom Werden einer neuen Kunst. Von Dr. Agnes Waldstein. Furche-Kunstverlag (1929). 4.50, geb. 6 M.

Dies Buch stammt aus der Feder einer künstlerisch fein empfindenden Frau. In Halle aufgewachsen, und später durch ihren Beruf als Kunsthistoriker in das pulsierende Leben des rheinisch-westfälischen Industriegebietes verschlagen, hat dieser gegenwartsnahe Mensch sich mit Industrie und Technik als den unsere Zeit bestimmenden Mächten geistig und künstlerisch auseinandersetzen müssen. So ist diese Frau dazu bestimmt, all denen eine Führerin zu werden, die in jeder Fabrik, in jedem technischen Gebilde, ja vielleicht sogar in jedem von der Arbeit gezeichneten Menschen nur etwas Häßliches, Abstoßendes zu sehen vermögen. In einer Fülle sorgsam ausgewählter, sonst oft schwer zugänglicher Bilder, die alle dem Motiv der Arbeit entstammen, weist die Verfasserin nach: „daß nicht nur alte Kunst, nicht nur bisherige Motive die Freude unserer Augen zu erregen vermögen, sondern daß auch das Neuartige, dem Leben der Gegenwart Entspringende dieselben Wirkungen haben kann, ja daß wir uns in mancher Hinsicht ihm viel verbundener fühlen als den Gestaltungen der Vorfahren."

Aber das innerste Anliegen des Buches liegt nicht im Ästhetischen. Wem über der Betrachtung der Bilder ihr tiefster Sinn verschlossen bleiben sollte, dem wird er über dem ihnen in feiner Weise nachgehenden Text gewiß aufleuchten. Die neue Kunst, ein Stück aus dem Neuwerden der geistigen Welt unserer Tage, „hebt das vieltausendfältige Arbeits- und Technikerlebnis Einzelner hinauf in die Sphäre gemeinsamer Leitnot und Zeithoffnung". So dient sie zugleich dem in Dumpfheit und Abhängigkeit arbeitenden Menschen wie allen denen, die berufen sind, Brücken zu schlagen über die Kluft, die unser Volk weithin spaltet.

Ella Schmidt

Marburger Kunstbücher: Deutsche Köpfe des Mittelalters (2. Aufl.), Deutsches Ornament, Olympische Kunst, Griechische Tempel, Tempel Italiens. Schriften des Kunstgeschichtlichen Seminars Marburg. Jedes Stück gebunden 5, broschiert 3 M. Mit je 60 ganzseitigen Abbildungen. Großoktav. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Diese Schriften sind aus Übungen des Kunstgeschichtlichen Seminars an der Universität Marburg erwachsen. Gewisse bedeutende Ausschnitte aus der Kunstgeschichte sind mit Bedacht zum Studium ausgewählt nicht mit der Absicht auf Vollständigkeit des Materials, sondern in der Richtung, daß an einer Reihe erlesener Beispiele der Wandel und die Kraft des künstlerischen Ausdrucks auf dem Wege des Vergleichs ins Licht treten. Dabei wollen die Bücher über den Kreis der eigentlichen Sachkenner hinaus auch bei Unkundigen Freude an der Kunst wecken, und zwar nicht durch weitschweifige Abhandlungen, sondern durch knappe, eindringende und präzise Hinweise in der Einleitung. Im übrigen „sprechen" die Bilder. Diese überraschen insofern, als einerseits zahlreiche bisher unbekannte Kunstwerke zur Anschauung gebracht werden und anderseits alte, längstvertraute, unter besonderer Beleuchtung und von bisher nicht gewählten Blickpunkten aus gesehen, vollkommen neu erscheinen. Die Unerschöpflichkeit des Lebens in Werken von überzeitlicher Geltung wird so recht erschlossen, und gerade hierin liegt der eigentümliche Gewinn, den diese Kunstbücher mit ihren großen, klaren Abbildungen für den empfänglichen Betrachter abwerfen.

Wundervoll intim entschleiern die deutschen Köpfe des Mittelalters, die berühmten Bamberger und Naumburger Domskulpturen mitsamt den zeitverwandten Gegenstücken, das Innere unserer Vorfahren, ihre Kraft und Tüchtigkeit, ihre Leidenschaften, ihre Erschütterungen, aber auch ihre Sehnsüchte und ihren ergriffenen Ernst unter dem Banne der Religion. Der Unterschied zwischen der französischen und der deutschen Gotik wird insonderheit deutlich: Ausdruckseleganz dort, Ausdruckstiefe hier. Das Charakteristische des deutschen Ornamentes ist das Formaufwühlende, der Drang aus der klaren, gebundenen Figur heraus ins Unanschauliche und Unendliche. Die bewegte Gestaltenfülle der Erscheinungen zeugt nicht nur von der fabelhaften Fruchtbarkeit der deutschen Phantasie, sondern auch von ihrer vorwiegend musikalischen Bestimmtheit. Dieser Formtrieb, der die unaufhaltsame Bewegung sucht, ist so stark, daß alle Einflüsse entgegengesetzter südlicher Kunst ihn nirgends wirklich durchbrechen können. „Nur wenn die germanische Welt sozusagen den Atem verliert bei diesem gedankenvollen kombinationsreichen Spiel mit zarten, fast körperlosen Formen, flüchtet sie in die Klarheit und erdenfeste Materialität der klassischen und klassizistischen Antike zurück."

An die Quelle europäischen Menschentums führt der dritte Band: Olympische Kunst. An den Giebelskulpturen des Zeustempels, deren Fragmente in prachtvollen Neuaufnahmen wie eine Neu-Entdeckung wirken, wird der Ausdruck eines Animalischen sichtbar, der nichts von Seele und Gemüt hat und ohne jede Sentimentalität lediglich die unerhörte Kraft körperlicher Funktionen, sei es in aktiver Spannung, sei es in passiver Lagerung, dartut. Die griechische Kunst befindet sich hier an der Wende vom Archaismus zur Klassik. Uns Menschen der Gegenwart, deren Augen durch den mächtig betriebenen Sport wieder stärker an die Kräfte des menschlichen Leibes gewöhnt werden, erscheint die athletische Kunst der Alten mit einem Male ungemein aktuell. Dieser Apoll vom Westgiebel zu Olympia könnte geradezu als Typus unserer Zeit angesprochen werden, so bereit zeugt seine Gestalt von jener Gesinnung, die Geist und Willen einseitig der Durchbildung des körperlichen Menschen dienstbar macht. Gerade an diesen Bildwerken empfindet man freilich auch, wie die Heranzüchtung des Menschen zum schönen Tier zur primitiven Menschheitsstufe zurückführt. Der besinnliche Betrachter spürt das spezifisch Heidnische dieser Frühkunst, in der schließlich Mensch und Tier ineinander übergehen, wie es bei den Zentauren geradezu der Fall ist. Wie dann von hier die Entwicklung weitergeht zur Nike des Paionios und (fast ein Jahrhundert später) zum Hermes des Praxiteles in das schöne Menschentum der klassischen Zeit, das wird mit knappen, aber sicheren Strichen zu Ende dieses Bandes gezeigt.

Während Richard Hamann die Einleitung zu den drei ersten Büchern geschrieben hat, stammt die zu den beiden letzten aus der Feder von Paul Ortwin Rave: Griechische Tempel und Tempel Italiens: Den Anlaß zum griechischen Tempelbau gab der Dienst des Apoll. Diese vollkommen männliche, kriegerische Erscheinung steht bezeichnenderweise am Anfang der klassischen Architektur. Aus dem Männersaal, der Megara Homers, entwickelt sich das rechteckige Steinhaus, der Kern der Tempel, wo das Götterbild Aufstellung fand. Durch das der aufgehenden Sonne zugewandte Tor leuchtete es aus dem sonst fensterlosen Raum geheimnisvoll drohend und anziehend heraus. Bald umgibt ein Säulenring von feierlicher Heiterkeit das Zellenheiligtum, zuerst Holz-, dann Steinsäulen. Höchster Ernst wird an die Aufgabe gewandt, Stütze und Last sorgfältig gegeneinander auszuwiegen, bis dann in dieser Richtung der Gipfel reinster Harmonie erreicht wird im Parthenon, aus dem die apollinische Klarheit einer gelassenen und würdedurchdrungenen Hoheit leuchtet. Das Abbildungsmaterial gewährt auch hier den Genuß der Versenkung in feinste Einzelheiten der Architektur, wie beispielsweise in den Metopenschmuck. Die „Tempel Italiens" sind insofern besonders reizvoll, als sie den antiken Kultbau in der ganzen Breite seiner Entwicklung von den Uranfängen bis in die römische Kaiserzeit erkennen lassen. Von Paestum über Selinus, Segesta und Girgenti bis zum Pantheon

ist ein ungeheurer Weg. Wie fest Staatenbildung und Götterverehrung Hand in Hand gehen, um sich in den Tempelbauten Symbole zu schaffen, das beobachtet man auf diesem Wege mit immer neuer Spannung. Beide, Staatsgesetze und Religionssatzungen, wachsen in eins aus dem beherrschenden Gefühl eines unlöslichen Verbundenseins mit dem ordnenden Willen der Gottheiten. Das Pantheon am Ende leitet über zu einer neuen Weltansicht. Die Vorhalle ist noch ein „letzter, reiner Laut antiker Sprache", aber das unantike Raumrund ist ein fremdes, neues Glied, in welchem das Christentum schon gleichsam seine Ansprüche anmeldet, um die Menschen ins Transzendente emporzuführen.

Man kann für diese Veröffentlichungen des Kunstgeschichtlichen Seminars zu Marburg nur aufrichtig dankbar sein; denn sie vermitteln Stunden regen Nachsinnens und reinen Genusses.

Hans Bodenstedt

*

Johannes Baptista, der Heilige von Schwand. Eine Geschichte aus der Wende der Zeiten. Von Georg Türck. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1928. 169 S. Geb. 3.50 M.

Der Titel dieses schönen Buches ist vielleicht etwas irreführend, da es sich in ihm nicht um den heiligen Baptista selbst, sondern um den Priester Konrad Scheidt handelt, der an der Kirche des heiligen Baptista zu Schwand in Bayern mit Ernst und Milde und wachsender Reife seines heiligen Amtes waltet. Die Zeit kurz vor dem Auftreten Luthers, der selbst einmal flüchtig sich zeigt, ist trefflich dargestellt. Auch die Nebenpersonen, die in das Leben Konrad Scheidts hineinspielen, sind zu anschaulicher Lebendigkeit gebracht. Die Sprache des Buches, die in knapp geformten Sätzen daherschreitet, ist aus einem Guß. Möge diese wertvolle Gabe, die gewiß auch der reiferen Jugend gefallen wird, vielen Lesern geben, was die Vorrede ihnen wünscht, daß sie nämlich auf ein paar Stündlein die Gegenwart vergessen und in den Menschen einer längst entschwundenen Zeit doch die eigenen Nöte und das eigene Glück, das eigene Sehnen und das eigene Hoffen wiederfinden. „Denn das Menschenherz bleibt sich ewig gleich, ob auch die Sitten sich wandeln, es ist ewig unruhig, bis es Ruhe findet in Gott ..."

Martin Schreiber

Königin Luise. Historischer Roman. Von Sophie Hoechstetter. 16.—18. Tausend. Berlin, Richard Bong. 24 Bilder. 357 S. 4.50, geb. 6, auch 6.50, auch 10 M.

Dieser Roman, der seit der kurzen Zeit seines Erscheinens schon in vielen Tausenden national und christlich gesinnter Familien zum Bestand der Bücherei gezählt wird, schildert in großer seelischer Vertiefung und Wahrhaftigkeit den Werdegang Luisens von der heiteren, lebenslustigen Prinzessin zu der mütterlichen Frau, der Königin, und letztlich zu einer erschütternden, durch Leid gereiften Menschlichkeit. Luise ersteht dem deutschen Volke ganz neu, nicht als eine Dulderin nur, sondern als ein Charakter, der großer Entwicklung fähig war. Am schönsten wird den Lesern der CW dies vielleicht klar in einer Unterredung mit Hufeland, in der Luise von ihren religiösen Überzeugungen und ihrer sittlichen Weltanschauung gefaßt und aufrecht Zeugnis ablegt. Der Roman gibt ein außerordentlich farbiges Kulturbild; die Charaktere sind plastisch herausgearbeitet. Literaturkenner wie Petzet, Zorn und Andere begrüßten das Buch als „ein Meisterwerk großer historischer Dichtung", die nationale Presse bezeichnete es als eine nationale Tat.

Über diesem Buch, so bunt von Weltgeschehen es ist, breitet sich der Schimmer unzerstörbarer Poesie, unzerstörbarer Anmut. Und so kraftvoll der Stoff behandelt ist, so fern es sich von Sentimentalität hält: Trost und Beruhigung geht von diesem Buche aus, das neben allen Vorzügen literarischer Qualität den seltenen echter Volkstümlichkeit besitzt.

Man erlaube mir zum Schluß noch nachträglich zu versichern: diese Besprechung ist fern jeder Übertreibung. Sie anerkennt; sie bewundert; sie hebt aus den Fluten des Büchermeers ein Buch heraus, das Gewinn und Geschenk ist. Das Freude und Bereicherung ist*). Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

„... in tiefster Seele treu ...". Erzählung aus der deutschen Heide. Von Nathanael Jünger. Wismar, Hinstorff 1928. 250 S. Geb. 5 M.

Den zahlreichen Freunden Nathanael Jüngers braucht dieses neueste Werk aus seiner Feder kaum empfohlen zu werden. Sie werden gerne nach ihm greifen und keine Enttäuschung erleben. Die Hauptpersonen — darunter ein älterer Pfarrer mit seiner Tochter und ein jüdischer Handelsmann von nicht unsympathischem Wesen — sind wuchtig und plastisch hingestellt. Die Umwelt des Dorfes ist treffend und anschaulich geschildert. Nicht ganz einverstanden erklären kann ich mich mit der Rolle, die in diesem Pfarrhause ein scharf geladener Revolver spielt, den ein Mal die Tochter und das andere Mal der Vater, als Kirchenfeinde das Gotteshaus bedrohen, mit fester Hand zu meistern verstehen. An dem Vater erfüllt sich dann freilich, was Matth. 26, 52 geschrieben steht.

Martin Schreiber

*) Dieses feine und gute Buch ist schon 1926 erschienen. Wir bedauern, daß wir es erst jetzt kennen gelernt haben, und sind der Verfasserin dankbar, daß sie uns durch ihre Anzeige darauf aufmerksam gemacht hat. D H

Jüdische Legenden, nacherzählt von Else Schubert-Christaller. Heilbronnn, Eugen Salzer 1929. 127 S. Geb. 1.50 M.

Miniaturbilder aus der jüdischen Gedanken- und Gefühlswelt. Die feinsinnige Art, in der Else Schubert-Christaller diese alten Legenden nachdichtet, läßt in der Tat etwas davon ahnen, wieviel Seele in dieser Talmudweisheit schwingt.

Martin Eger

Mythen und Mären. Von Hermann Stehr. Berlin, Horen-Verlag 1929. 237 S. 5 M.

Tiefgeklärte Weisheiten als Erkenntnisse verzweigten Erlebens und gründend wurzelhafter Erfahrung, veranschaulicht am alltäglichen Leben, — dem Wesen des Wendelin Heimelt, der im Schmerz sein Glück suchen ging und als er es hatte, nicht achtete, um einem armen Bruder zu helfen; dem Schicksal der elenden Schneiderfamilie, da Mutter und Kind, von dem Todesengel geleitet, über die ewigen Ebenen gehen, während der Zurückbleibende im Wahnsinn zerbricht; der sonderbaren Gestalt des Lehrers Teuber und den mancherlei Menschen und Verhältnissen. Aus den äußeren Tatsächlichkeiten führt Stehr in die Wirklichkeit geistiger Gesichte, in denen immer die Handlung gewahrt bleibt, durch welche Tatsache aber die Erzählungen und Darstellungen eben Mythen und Mären sind. ... Das ewige Geheimnis, das wir das Himmlische nennen, weht wie leiser Wind immer singend oder rauschend durch die Sprache, die im vollendeten Sinn Dichtung ist. Unmerklich führt Stehr immer wieder aus der äußeren Handlung in innere Zusammenhänge tiefer Anschauungen; Schönheiten wundervoller Bilder erhellen sich oder blühen auf am Wege ... in dieser weiten Landschaft nicht selten unendlich durchklärter Nähen und Fernen.

Erich Bockemühl

Die Wandlung. Roman von Cecile Lauber. Leipzig. Grethlein u. Co. 1929. 548 S. geb. 10 M.

Äußerlich handelt es sich um das Leben eines Metzgers und rohen Menschen, der zu seiner Seele, zu dem grundlegend Guten, das in jedem Menschen zu tiefst zugrunge liegt, und das in ihm überschüttet war, geführt wird; und innerlich um feinstes psychologisches Nachspüren der Vorgänge in den Labyrinthen und Dunkelheiten des unbewußten Lebens und Wesens, ein Durchforschen verborgener Verhältnisse und darum, alles dies so in die Helle der Erkenntnis und die Tatsachensphäre äußeren Lebens zu gestalten, daß das Sein dieses seelisch-geistigen Geschehens plastische Wirklichkeit geworden ist.

Der Metzger Gustav erlebt plötzlich das „Tier", das er bisher schlachtete, und damit erst den „Menschen", den er mißhandelt und gebraucht hat ... er muß körperlich zerbrechen und seelisch verwirren in allem Schicksal, das ihm und seiner zarten Gattin (dem einst träumerischen Mädchen, das von der immer kranken Mutter das Eine lernte, immer nur zu „warten") in dem Leben und Sterben des Söhnchens beschieden war — und erst im Zusammenbruch bricht zur schönen Erkennbarkeit sein eigenstes menschlich-göttliches Sein durch, so daß er erst im Sterben eigentlich zum Leben erwacht. ...

Das Geschehen des Buches ist wie ein breiter Strom, die Sprache mit unendlich vielen Lichtern, Spiegelungen bildhaft klar und überzeugend verschönt, ein Strom mit vielen Nebenbächen und kleinen und größeren Flüssen (als Nebenhandlungen), die durch blumige Wiesen, durch große wie horizontlose Landschaften aber auch durch undurchdringlich finstere Täler fließen. In der Gestaltung der Landschaft wie der Menschen auch spürt man eine große methaphysische Ruhe. Cecile Lauber ist eine starke Individualität — sie versteht es, Inneres im Außen lebendig zu machen oder zu veranschaulichen. In aller Stille des Werdens und organischen Reifens ist das Buch spannend bewegt — und eben vor allem in seiner Sprache erweist es seelische Qualität wie dichterisches Können auf jeder Seite. Ergreifend das Schicksal des Menschen, der im Verzicht (welcher nicht Entscheidung, sondern organisches Müssen ist) endlich sein Glück erkennt, nachdem er äußerlich bereits hat von ihm scheiden müssen.

Erich Bockemühl

Stärker als der Tod. Erzählungen von Karl Hesselbacher. 10.—12. Tausend. Stuttgart, Quell-Verlag der Evangelischen Gesellschaft. 208 S. Geb. 4 M.

Ein beglückendes Buch. Es schenkt uns die Gewißheit, daß neben dem statistischen Hochbetrieb öffentlicher Wohlfahrtspflege noch ursprüngliche Nächstenliebe der Bergpredigt unter uns wohnt. Gleichnisse und Erlebnisse Jesu in unsere Zeit und Sprache übertragen, so muten uns die lebensvollen Erzählungen des Verfassers an.

Schachtelhannes. Eine Erzählung fürs kleine Volk. Von Lene Ray. Kreidezeichnungen von Elisabeth Hahn. Stuttgart, D. Gundert 1929. 60 S. Geb. 85 Pfg.

Eine herzerquickende Erzählung vom Helfen und Tapfersein für 8—10jährige mit köstlichen lebenatmenden Bildern.

Magdalene Eger

Die Entsagenden. Novellen von Hermann Hefele. Heilbronn, Eugen Salzer 1929. 128 S. Geb. 1.20 M.

Feine Bilder aus dem Süden, in geschichtliche Rahmen gefügt. Über allen liegt der Schleier eines tiefen Wehs. Unter dem Schleier aber glüht die Kraft zum Opfern: „weil es im tiefsten Grunde kein Opfer ist, was wir in Erfüllung unseres besseren Wesens leiden."

Magdalene Eger

Der verborgene Gott und andere Erzählungen. Von Emma Müllenhoff. Heilbronn, Eugen Salzer 1929. 112 S. Geb. 1.20 M.

Ein packender, geheimnisvoller Zauber geht von den Gestalten des Büchleins aus. Wer sich und Anderen den Glauben stärken will, daß auch in unserer Zeit verborgene Gotteskräfte all überall am Werke sind, greife zu diesen feinen Erzählungen.

Magdalene Eger

Heini Jermann. Der Lebenstag eines Jungen. Von Anni Geiger-Gog. Stuttgart, Gundert 1929. Mit farbigen Vollbildern von Max Ackermann. 190 S. Geb. 5.20 M.

Der Roman schildert die Lebensgeschichte eines Kriegskindes. Krieg und Nachkriegszeit bilden den Hintergrund, treten allerdings in der Schilderung nicht stark hervor. Auch in der Nachkriegszeit hat es solche Kinderschicksale gegeben. Der Krieg hat ihre Zahl vertausendfacht. Diese Lebensgeschichte ist eine Leidensgeschichte. Das Leid hat bereits an der Wiege des Kindes gestanden und ist nicht mehr im Leben von ihm gewichen. Es geht wie ein einziger lauter Schrei nach Liebe durch die junge Seele. Was hätte aus ihr werden können, wenn liebevolle, verständnisvolle Eltern und Erzieher über ihrem Werden gewacht hätten — mit ihrer zarten Liebe, ihrer blühenden Phantasie, ihrem aufgeschlossenen Natursinn, ihrem wachen Gewissen! Das Buch ist für die Jugend geschrieben, die zum Selbstbewußtsein erwacht ist, und dann für alle, die es angeht.

Nicht überzeugend ist es, wenn der kleine Heini das angstvolle Schwesterchen mit 1. Kor. 13 und der Liebe Gottes tröstet; das ist eine Reflexion der Schriftstellerin. Aber im übrigen glauben wir, daß alles, was in dem Roman geschildert wird, wirklich erlebt ist. Das Grausige gemildert und durch reifes Kunstlertum verklärt.

Karl Eschenröder

Verborgene Siege. Erzählungen aus Rußlands jüngster Vergangenheit. Von Anna Katterfeld. (Höhenwegbücherei.) Stuttgart, Quell-Verlag. 111 S. Geb. 1.30, auch 1.60 M.

Drei ans Herz greifende Erzählungen, aus denen uns drei Sterne entgegenleuchten: der Stern des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Durch drei Frauengestalten werden sie verkörpert. Wunderbar, wie diese Frauen trotz Gefängnis, Verfolgung und Tod ringsum, getragen von der Liebe dessen, der selbst die Liebe ist, fester wurzeln und feststehen im Glauben. — Die erste Geschichte aus Rußlands Vorkriegszeit zeigt uns die Gewaltherrschaft der politischen Polizei, aber auch zugleich, wie mächtig der Name „Christus" ist. — Die zweite Geschichte lehrt uns recht verstehen, was 1. Kor. 13, 13 geschrieben ist. Auch in der Schreckenszeit des Bolschewismus im Baltenland wieder die wunderbare Kraft des Gotteswortes und die überirdische Kraft der Liebe. Zwei Menschen, die das Leben auseinanderzureißen drohte, die aber auch der Tod nicht scheiden konnte, durften zusammen durch das Tor der Ewigkeit gehen. — Die letzte Geschichte erzählt von der Flucht nach Sibirien vor der Roten Armee. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Else Kurras

Vom Glück. Erzählung von Rosa Kühnle-Degeler. Stuttgart, Quell-Verlag der Evangel. Gesellschaft. 96 S. Geb. 1.30, auch 1.60 M.

Drei schlichte, feinsinnige Geschichten. Das tiefste Glück und zugleich das bleibendste: wenn man von Gott die Kraft bekommt, auf eigenes Glück zu verzichten, um Andere glücklich zu machen. Wer Sehnsucht nach Glück hat, mag aus dem Büchlein schöpfen.

Else Kurras

Der Gottesnarr. Eine Geschichte, die mit Herzblut geschrieben ist. Von Karl Treu. Leipzig, Adolf Klein 1929. 60 S. 1.50 M.

Ein Büchlein, das die Gewissen wach rütteln will und unserer Zeit mit ihrer egozentrischen Einstellung viel zu sagen hat. Für besinnliche Menschen eine rechte Weihnachtsgabe.

H B O

Die Sonne ist da! Frohmachende Geschichten aus dem Leben. Von Wilhelm Müller-Gordon. Wernigerode, Gottlob Koezler 1929. 134 S. 2.50, geb. 3 M.

Heitere Geschichten voll Frohsinn und Humor, doch mit tiefen Gedanken durchsetzt. Der Verfasser versteht es frisch und lebensvoll zu erzählen. Ein Buch, erfüllt von Liebe zu großen und kleinen Menschen.

H B O

Herbst-Zeitlose. Von Paul Steinmüller. Stuttgart, Verlagsanstalt Greiner u. Pfeiffer. 61 S. 1, geb. 2.20 M.

Nicht in seiner uns so wohlvertrauten Skizzen- und Aphorismenform, sondern in einer zusammenhängenden kleinen Geschichte aus vergangener Zeit schenkt uns hier der Dichter ein Büchlein, das bis zur letzten Seite den Leser in Bann hält. Es redet von einer geheimnisvollen, Segen und Fluch in sich schließenden Heilgabe, die sich in einer Medizinerfamilie durch Generationen hindurch vererbt, bis dann diese Gabe erlischt und damit der Bann, der auf der Familie liegt.

Die Legenden von der heimlichen Gegenwart. Von Paul Steinmüller. Stuttgart, Verlagsanstalt Greiner u. Pfeiffer. 113 S. 2.50, geb. 4 M.

Gottesfügungen als heimliche Gegenwart, Christi Geist oft ganz unbemerkt sich den Menschen offenbarend: der Leser soll sehende Augen dafür in seinem eigenen Leben bekommen. Ein echter Steinmüller.

Oskar Goehling

Meine alten Weiblein. Alltagserlebnisse. Von Marie Josenhans. Band 2. Stuttgart, Quell-Verlag der Evangelischen Gesellschaft 1928. 88 S. 1.30 M., in Leinen 1.60 M.

Man muß es der Evangelischen Gesellschaft danken, daß sie diese zweite Folge der „Alten Weiblein", die seit vielen Jahren vergriffen war, in so hübschem Gewande neu herausgegeben hat. Dreizehn Menschenkinder werden uns vorgestellt, keine überragenden Ausnahmemenschen, aber alle mit dem Auge der Liebe geschaut, so daß man nicht ohne inneren Gewinn ihre Bekanntschaft macht. Wo das Büchlein als Vorlesestoff Verwendung findet — es ist dazu gut geeignet —, sollte der Vorlesende allerdings, um nicht zu stolpern, mit dem fleißig angewendeten schwäbischen Dialekt etwas vertraut sein.

Martin Schreiber

Wolkenschatten. Von Gustav Meißhardt. Stuttgart, Quell-Verlag 1928. 91 S. 1.60 M.

Kurzgeschichten aus schwäbischem Dorfleben mit vielen eingestreuten mundartlichen Gesprächen, die für uns Norddeutsche nicht immer leicht verständlich sind. Gottes Sonne leuchtet auch nach schwersten Wolkenschatten wieder auf. Meißhardt gehört in die Gemeindebücherei.

Oskar Goehling

Der Reisläufer von Wildhaus. 1928. 22 S. 1.20 M.
Der Teufel auf der Wartburg. 1928. 39 S. 1.80 M. Beides von Ludwig Horn. St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung.

Horns dramatische Spiele sind schon in zweiter und dritter Auflage erschienen, ein Beweis dafür, daß stark nach ihnen gefragt wird. „Der Reisläufer von Wildhaus" (sechs Personen) stellt Wendelin Zwingli, einen Vetter des Reformators um die Zeit von 1531, wenige Jahre nach der Schlacht bei Kappel auf die Bühne; das Wartburgspiel führt in den Frühling von 1521 zurück, und rankt spannendes Geschehen um die bekannte Tintenfleckepisode (sieben Personen).

Oskar Goehling

Unser Liederbuch. Von Walther Kittlitz. Melodienbuch und Textausgabe. Hamburg, Rauhes Haus. 2.40 M.

Endlich ein Büchlein für wirkliche Jugendarbeit, das mit seinen frischen Liedern, Melodien und Texten der schweren Jugendarbeit viel Erleichterungen bietet und schafft. Neben aller Fröhlichkeit, angepaßt der Jugendbewegung, zeigt es auch ernste Lieder auf, die für jede Zeit des Kirchenjahres zur Verwendung kommen können. Gerade für Advents-, Weihnachts-, Passions- und Osterzeit sind mannigfaltige Lieder geboten, die ein gut Stück verschüttetes Gut der Jugend nahebringen und auch von älteren Jugendlichen mit viel Freude aufgenommen werden. Eine besondere Zugabe ist der reiche Bildschmuck, rechte Anschauung für das gedruckte Wort. Jeder lebendige Jugendverein sollte dieses Büchlein zu seinem Gesangbüchlein machen!

Gerhard Kurras

*

Auf großer Fahrt. Meine Expedition mit Schweden, Deutschen und Chinesen durch die Wüste Gobi 1927—28. Mit 110 bunten und einfarbigen Abbildungen und einer Routenkarte. Von Sven Hedin. Leipzig, A. Brockhaus 1929. 347 S. 13, geb. 15 M.

Wer kennt nicht Sven Hedin und seine großen Reiseschilderungen? Er hat sie durch vorliegendes Werk prachtvoll bereichert, indem er seine aus Hunderten von Kamelen und Dutzenden von Begleitern bestehende wissenschaftliche Expedition von Peking über Paoto, wo er die Bahn verläßt, durch die Wüste Gobi, über den Edsin-gol bis Urumtschi schildert. Das Wort ist unterstützt von zahlreichen anschaulichen Aufnahmen, die einen Einblick in das Leben der Expedition, in die Kultur, die Geschichte und die Sitten der durchwanderten Länderstriche gewähren. Das Geographische herrscht neben der einfachen Erlebniserzählung vor. Die Reise war ja nicht spannend im Sinne eines Abenteurerromans; dazu schlossen die reichen Hilfsmittel zu viele Gefahren aus. Es blieben aber genug Widerwärtigkeiten, deren Überwindung die Energie des Leiters und seiner Begleiter bewundern läßt. Sven Hedin erzählt schlicht und anspruchslos und doch nie langweilig; dafür wohl um so zuverlässiger. Der Einblick, den das Buch in das Innere Asiens gewährt, läßt staunen darüber, wie überall auf der Erde, wo es irgend möglich ist, Menschen siedeln, leben, handeln, arbeiten, erwerben und der Einzelne doch verschwindet in diesen ungeheuren Gebieten des Riesen Erde. Ein prachtvolles gediegenes Weihnachtsgeschenk für junge und alte Leute, für alle, die ein fremdartiges Stück der Welt, auf der sie wohnen, kennen lernen und einen blitzartigen Blick in die verwickelten politischen Verhältnisse des Chinas von Zentralasien gewinnen wollen.

Georg Wünsch

Die Juwikinger. 2. Band Odin. Von Olav Duun. Herausgegeben von J. Sandmeier. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1929. 585 S. 7.50, geb. 10 M.

Der Band ist Fortsetzung und Abschluß der Geschichte der Juwikinger, deren ersten Band ich in CW 1928 Sp. 677 rezensiert habe. Ich erklärte damals, dem zweiten Band mit Spannung entgegenzusehen. Nun ist er da. Er bedeutet nach dem ersten Band, dessen damalige Charakterisierung auch auf den zweiten Band zutrifft, weder eine Überraschung, noch eine Enttäuschung. Der Dichter hält, was er verspricht, aber nicht mehr. Jedenfalls empfinde ich den zweiten Band nicht als eine Steigerung gegen-

über dem ersten. — Er erzählt Leben und Schicksal Odins, eines unehelichen Sprossen der Juwikinger; deren Trotz, Härte und Führerwille sitzt ihm im Blut. Immer fühlt er sich, schon als Junge, anders als andere Leute, immer handelt er anders, als der Durchschnitt denkt und erwartet, eben weil er er, der Odin, ist. Sein Leben verläuft erfolgreich; er verschafft sich Achtung und Respekt. Sein Liebesleben vergeht in Kampf und Enttäuschung, bis er doch zur Frau kommt, mit der er glücklich ist. Von früher Jugend an begleitet ihn sein Gegenspieler Lauris, ein tüchtiger, skrupelloser Bursche, der aber dadurch leidet, daß er im Schatten des ihm wesenhaft überlegenen Odin steht. Er sucht ihn mit dämonischer Gewalt in die moralische Tiefe zu ziehen; das gelingt ihm nicht; aber es gelingt ihm, mit derselben dämonischen Gewalt, Odins Geliebte Astri an sich und in eine unglückliche Ehe zu reißen. Er kann nicht verhindern, daß Odin Vorsteher und anerkannter Führer der Gemeinde wird, ihr die wirtschaftlichen Möglichkeiten der neuen Zeit eröffnet, aber es gelingt ihm durch Gemeinheit und Verleumdung, sein Werk zu erschweren, ihn zu zermürben und die natürliche Bosheit der Menschen gegen ihn wach zu halten. Odin entschließt sich klaren Sinnes, weil er in Lauris einen Schädling der Menschheit erkennt, ihn auf offener Straße zu erschießen und die Folgen auf sich zu nehmen. Aber da geschieht das Merkwürdige: auf dem gekenterten Boot, das im rasenden Sturm beide nicht tragen kann, erkennt er in seinem Feind den leidenden Menschen, der noch innerlich befreit werden kann. Er befreit ihn selbst, indem er das Boot losläßt, um den Anderen zu retten, und ertrinkt. Lauris ist von da an ein verwandelter Mensch.

Diese Geschichte ist verflochten mit anderen Geschehnissen, Menschen und Verhältnissen, die das Lokalkolorit einer lebendig gesehenen norwegischen Dorfgemeinde geben; sie wächst, wie der erste Band, aus der Vergangenheit früherer Geschlechter heraus und vollzieht sich auf dem dunkeln Hintergrund von Resten bäuerlichen Aberglaubens und von Tod und Gott. Die Darstellung ist nicht frei von ermüdenden Breiten, das teilt das Werk mit den Werken größter Gestalter wie Sigrid Undset, Dostojewski und Turgenjeff; sie erhebt sich aber im letzten Teil zu einer erstaunlichen, packenden Größe, die auf das Tiefste ergreift. Olav Duun hat mit den Juwikingern ein Werk von großen Ausmaßen geschaffen, das uns Deutschen vom Herausgeber und Verlag in einer dieser Größe würdigen Form zugänglich gemacht worden ist. Ich wünsche einem Werk des norwegischen Dichters in dieser Form bald wieder zu begegnen. — Die Fabel ist auch ohne Kenntnis des ersten Bandes verständlich. Georg Wünsch

Olav Audunssohn und seine Kinder. Von Sigrid Undset. Herausgegeben von K. Sandmeier. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening. 1929. 2 Bände. 312 und 436 S. Geb. 15 M.

Mit diesen beiden Bänden, die der Verlag nur zusammen abgibt, schließt Sigrid Undset ihr großes Werk „Olav Audunssohn" ab, dessen erster Band CW 1928 Sp. 678 und dessen zweiter Band CW 1928 Sp. 1150 besprochen wurde. Vorliegender dritter und vierter Band erzählt die Schicksale Olav Audunssohns nach dem Tode seines Weibes Ingunn, die ihm einzig Geliebte und doch durch ihre Krankheit viel Not war. Olav hat drei Kinder: den angenommenen unehelichen Sohn seines Weibes Eirik, dessen Vater Teit er erschlagen hat, Cecilie, seine eheliche Tochter, und Björn, den er mit der tüchtigen, treuen, stolzen Maad Torhild bekommen hatte. Dieser wuchs unter der Pflege seiner Mutter zu einem geehrten Kunstschmied heran, fest, sicher und glücklich, frei vom Fluch, der auf Hestviken lastete und Olav selbst mit seinen dort aufwachsenden Kindern quälte. Olav wird das Schuldbewußtsein trotz energischen In-sich-hinein-schweigens nicht los; er wagt den Mord um seines Hofes und seiner Kinder willen nicht zu beichten. Die Schilderung seiner Schuldqual füllt im wesentlichen den dritten Band. Erst in hohem Alter will er dem Bischof beichten, aber ein Schlaganfall macht ihn vorher verstummen — der Wille wird für das Werk genommen. Er stirbt im Frieden. — Besonders reizvoll und voll tiefer Weisheit ist das Verhältnis Olavs zu seinem Pflegesohn Eirik geschildert, das sich naturgemäß sehr problematisch gestalten mußte. Eirik selbst, zunächst haltlos, wird zuletzt derjenige, an dem Vater und Schwester Rettung und Halt finden, zumal die Schwester, die unglücklich verheiratet unter den falschen Verdacht des Gattenmordes gerät, erst in einer zweiten Ehe ihre Erfüllung findet und schließlich die Hausfrau auf Hestviken wird, während Eirik ihr weicht und seine Tage im Kloster beschließt.

Wie die Dichterin das darstellt, zeigt Größe und viel menschliche Weisheit und Güte. Sie hat mit Olav Audunssohn ein großes Werk vollendet, das sich in der Weltliteratur behaupten wird. Während Band Zwei und Drei in etwas zu breitem Strom dahinfließen, kehrt im vierten Band die wahrhaft christliche Größe und die Bedeutung des ersten wieder. Ich brauche die Eigenart der Kunst von Sigrid Undset nicht noch einmal zu schildern. Wir wissen, ihre Auffassung von Schuld und deren Sühne ist nicht unsere protestantische. Hier ist uns Manches fremd. Trotzdem ergreift das tief Menschliche, die Liebe, mit der von den Menschen geredet wird und die diese Menschen selbst als Erlösung suchen. Wir kennen das aus allen Werken von der Dichterin Hand. Und es ist eine kulturell und sittlich wertvolle Tat, daß Verlag und Herausgeber uns Deutschen diese Werke in so würdiger Weise erschlossen haben.
Georg Wünsch

Der Weg zum Leuchtfeuer. Roman von Elias Krömer. Übersetzt von Pauline Klaiber-Gottschau. Stuttgart, J. F. Steinkopf (1929). 335 S. Geb. 6.50 M.

Der Verfasser ist ein norwegischer Dichter, der angegebene Name ein Pseudonym. Auf dieses sein Werk möchte ich mit besonderem Nachdruck hinweisen. Es enthält keine „große" weitausgreifende Sache, sondern eine Kleinstadtgeschichte, in der ein paar Kleinstadtmenschen und Kleinstadtfamilien vorkommen. In ihrer Mitte steht der Leuchtturmwächter Stolz, ein Mann voll zufriedener, fröhlicher Lebensüberlegenheit, gerade weil er die Tiefe des Lebens kennt. Zu ihm kommen die Menschen mit ihrer Last den steilen, beschwerlichen Weg zum Leuchtturm hinauf, auch die Stolzen bequemen sich endlich, ihn zu gehen, und ihnen wird er besonders hart. Aber da oben bei ihm kommt alles ins Reine, weil von oben aus der Mensch seine Sorgen und seinen Haß klein werden sieht und sie überwinden lernt. Ernst und Humor kennzeichnen das Werk: der Ernst tiefer Menschlichkeit und der Humor jener reinen Lebensüberlegenheit und Heiterkeit, der so selten in der modernen Literatur geworden ist. Man liest das Buch mit reiner Freude, weil man einen Hauch ewiger Güte spürt.
Georg Wünsch

Die Haiduken. Aus den Geschichten des Adrian Zograffi. Von Panait Istrati. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1929. 384 S. 6, geb. 8 M.

Panait Istrati, der durch Romain Rolland nach schwerem persönlichem Schicksal in die Literatur eingeführte Dichter des europäischen Orients, ist durch „Kyra Kyralina" und „Onkel Angiel" bekannt als der Meister prachtvoller Farben und vitaler Unmittelbarkeit. Mit den „Haiduken" schließt er die „Geschichten des Adrian Zograffi" ab, welcher Band aber auch ohne die Kenntnis des Inhalts der vorhergehenden verständlich ist. Haiduken sind „Räuber" aus politischen Gründen, die sich aus Zorn und Trotz gegen landfremde Unterdrückung und gegen eine vornehme Schicht, die sich durch Unterwürfigkeit gegen die Bedrücker auf Kosten des gequälten Volkes bereichert, in die Gebirge und Wälder Rumäniens zurückziehen und den Rachekrieg führen unter steter Lebensgefahr. Der Hauptmann dieser Bande ist eine heldenhafte Frau, Florischka, die Geliebte des erschossenen Räuberhelden Cosma. In der Nähe von Bukarest besitzt sie ein Gut, in das sie zeitweilig zurückkehrt, Feste gibt, einflußreiche Leute empfängt, sogar in die Politik eingreift und Alexander Kusa auf den Thron verhilft. Sie muß aber wieder in die Wälder zurückkehren, wo sie in der Folge des unsteten Lebens zusammenbricht und stirbt. — Die Erzählung schildert ein Stück rumänischer Politik und Sozialverhältnisse um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Trotzdem ich diesen Band als leisen Abstieg gegenüber der unmittelbaren Kraft der vorigen Bände empfinde, ist doch auch hier die Schilderung packend und farbenreich. Man liest mit Spannung und Interesse. Georg Wünsch

Don Juans Töchter. Drei Novellen. Von Irene Forbes-Mosse. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1928. 335 S. Geb. 7.50 M.

Es gibt seit einem Jahr ein neues Buch von Irene Forbes-Mosse, der Bettina-Enkelin, die als Gräfin Flemming in Baden geboren ist.

Gewiß leben sonst noch Leute, deren Kinderaugen Eugenie, „die wunderschöne Kaiserin" noch gesehen haben; an Manchem werden die Völker der Erde in wechselnden Exemplaren vorübergegangen sein, aber diese Frau hat gesehen! Sie trägt in sich den zart geschliffenen Spiegel einer Auffassung, die ihr als Erbin der Romantik zugefallen ist. Zu diesem Erbteil gehört auch der Humor; in seinem leisen Gelächter klingen Anteilnahme und Wehmut mindestens so stark als die anmutige Bosheit, deren Krallen und Zähne wie bei jungen Katzen plänkeln, aber nicht weh tun.

Das neue Buch heißt nach der ersten Novelle: „Don Juans Töchter". Mir macht es Vergnügen, über die Rahmenerzählung hinweg gleich zu den Hinterbliebenen des „liederlichen Mannes" überzugehen; zu Donna Elviras „Zitronengesicht", dem man Ehrerbietung entgegenbringt „wie einer alten Standarte", und zu den Töchtern, diesen kleinen Mädchen „mit dem schwebenden Gang und dem Gazellenblick", um die Donna Anna die „Morchel von Mutter" beneidet: „Ja, wenn ich solche Kinder gehabt hätte ..", sagt sie zu sich selber: „aber besser so. ... Sie könnten vielleicht ihres Vaters lange Nase haben! ... Fürchterlich, solche Repetition!" — Es folgt das Werben der verwöhnten, um die zurückgesetzte Frau um dieser kleinen Mädchen willen, und das schließliche Verstehen der Witwe Don Juans: Nicht sie allein war einem Unstern verfallen in ihrer wechselvollen Ehe, auch Donna Anna hatte ihr Teil zu tragen in ihrem geborgenen Dasein bei der „lückenlosen Treue eines langweiligen Mannes".

Es gibt in der Literatur dröhnende Schritte und laute Stimmen. Es gibt aber auch das Gleiten feiner, scharf umrissener Schattenbilder an der Wand*). Solcher Art sind die Erzählungen von Irene Forbes-Mosse. Man schaut den Bildern nach, macht den Hals lang und sagt: „Mehr davon!" Beate Bonus

*) „Schattenbilder" hatte die Verfasserin ihre Besprechung überschrieben.

Frauen im Krieg. Roman. Von Meta Scheele. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1929. 270 S. 5 M.

Vor einiger Zeit erschien ein Buch bei Reclam, das das gleiche Thema sehr unvollkommen und vor allem unbefriedigend behandelte. Hier liegt mir jetzt ein anderes vor, das den ernsten Willen in sich birgt, dem schweren Schicksal der Frauen gerecht zu werden.

In dieser Zeit ist den Frauen schwerer denn je ihre Machtlosigkeit gegenüber dem politischen Ereignis offenbar geworden. Sie haben von 1914 bis 1918 eine harte Lehrzeit durchgemacht. Denn eine Lehrzeit war es. Andreas Latzko macht den Frauen jenen Vorwurf nicht zu Unrecht, sie hätten ihre Männer, ihre Söhne, alles, was sie liebten, hinausziehen lassen, ohne darüber nachzudenken, welcher Gefahr sie den geliebten Menschen aussetzten; oft sogar trieben sie selbst ihre Männer und Söhne ins „Heldentum". Sie machten sich (wie ja 1914 fast Niemand) nicht die geringste Vorstellung vom Ernst der Lage. Sie wurden hart und streng belehrt.

Meta Scheele schildert die schwere innere und äußere Situation der Frauen in der Heimat, sie scheut sich nicht, die ganze Problematik zu enthüllen. Sie ist keine Dichterin, keine Schriftstellerin von Profession; man fühlt es, und es ist gut so. Es soll ja nur ein Teil der Wirklichkeit geschildert werden, aufrichtig und weiblich, ohne nach Meriten und nach Ruhm zu streben. Hier liegt uns das Bekenntnis des weiblichen Menschen vor, aus einer Zeit, in der die Männer groß zu sein glaubten und erst groß wurden, wenn sie sich das bekannten, was die Frauen sehr bald bekennen mußten: nicht wir führen Krieg, sondern der Krieg führt uns — um mit einem variierten Wort Bindings zu reden. Daß Meta Scheele manchmal den Versuch macht, ins Literarische zu gleiten, ohne daß es ihr gelingt, ist nicht störend, wenn man die eigentliche Bedeutung des Buches voll würdigt: Bekenntnis zu sein. Hans E Friedrich

Das schöne Morgenlicht. Weihnachtsgeschichten von Paul Jaeger. Heilbronn, Eugen Salzer. 127 S. 1.20 M.

Das „schöne Morgenlicht", es leuchtet durch alles hindurch, durch Menschen groß und klein, durch Liebes und Schweres, durch Not und Tod. Feine kleine Erzählungen, erfüllt von der sieghaften Kraft der Weihnachtsbotschaft, geschmückt mit einem prächtigen frischen Humor. Sehr geeignet zum Vorlesen an den Weihnachtsabenden. Dora Rade

Buddenbrooks. Verfall einer Familie von Thomas Mann. S. Fischer Verlag, Berlin. Ungekürzte wohlfeile Ausgabe. 729 S. 2.85 M.

Das ist ein richtiges Weihnachtsgeschenk von dem Verlag: dieses Meisterwerk deutscher Erzählerkunst geschmackvoll in Leinen gebunden zu so billigem Preis. Wer sie noch nicht kennt, „Die Buddenbrooks", der soll sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Dora Rade

Wilde Blumen der deutschen Flora. Hundert Naturaufnahmen. Blaue Bücher Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus 1919. 110 S. 2.20 M. Sonderband 3.30 M.

Köstliche Aufnahmen von je einer Blume in starker Vergrößerung, so daß man die alten Freunde wie neu kennen lernt. Aber wie viel wertvoller noch wäre die Gabe, wenn diese entzückende Blumenwelt uns in ihrer Farbenpracht dargeboten wäre. Ist das noch eine technische Unmöglichkeit?

Im selben Verlag, kleineren Formats, prächtige Wiedergaben künstlerischer Photoaraphien von Blumen, Landschaften und Kindern. Sammlung „Der eiserne Hammer". Jedes Bändchen 1.20 M. **Blühende Welt.** 48 S. **Das deutsche Kind.** 48 S. Dora Rade

Marburger Religionskundliche Sammlung

Die Auseinandersetzung zwischen Christentum und nichtchristlichen Religionen ist ihrem Abschluß ferner denn je. Die missionarische Arbeit macht tiefe Wandlungen durch, um nicht zu sagen Krisen, weil die Fremdreligionen teilweise eine Renaissance erleben, teilweise eine Vermischung mit dem Christentum, teilweise auch ein wirksames Bündnis mit nationalen und sozialen, kulturellen und rassegeschichtlichen Freiheitsbewegungen gegen das Abendland eingehen. Unabsehbar und dunkel liegt die religiöse Bewegung der Menschheit in der Zukunft vor uns.

Die theologische Arbeit hat sich bei uns in Deutschland wenig um dieses Kapitel aktueller „Religionsgeschichte" gekümmert. Gewiß, man findet da und dort Notizen und Gesichtspunkte*), auch ganze Kapitel in Lehrbüchern, zuweilen sogar selbständige Studien über das Verhältnis zwischen Christentum und außerchristlichen Religionen. Aber selten nur rühren diese Betrachtungen an den Kern der Theologie. Denn im Kern ist unsere evangelische Theologie innerchristlich eingestellt, d. h. sachlich und methodisch gebunden an den Lebenszusammenhang mit dem (mehr oder weniger an Bibel und dogmatischer Tradition genährten) lehrhaften und selbstbetrachtenden christlich-kirchlichen Denken, das uns geschichtlich überkommen ist. Überflüssig zu sagen, warum das so ist und so sein soll! Wohl aber muß man hinzufügen, daß die Zeit längst vergangen ist, in der man sich den Fremdreligionen gegenüber mit einer bloß peripherischen Erörterung theologisch beruhigen konnte. Es kommt zunächst gar nicht darauf an, welches Resultat bei dieser Auseinandersetzung herausspringt. Wichtig ist zunächst nur dieses Eine: daß man die theologische Verantwortlichkeit für den Fortgang der praktischen und theoretischen Auseinandersetzung zwischen Christentum und Fremdreligionen bejaht. Missionskirchen, alte Christenheit, unser kirchliches Leben und unsere Theologie stehen unter dem Einfluß dieses Problems.

Nun kann man unmöglich Fremdreligionen studieren wollen, ohne wenigstens Etwas von dem sichtbaren Niederschlag fremden Lebens in Symbol, Kultus, Formen- und Gebärdensprache aller Art mit eigenen Augen gesehen zu haben. Gerade beim „Vergleichen" geht es nicht ohne „Anschauung".

Hier will die Marburger Religionskundliche Sammlung helfen. Sie geht auf alte Pläne Rudolf Ottos zurück und konnte dank einer Privatstiftung (bei der Vierhundertjahrfeier der Universität Marburg 1927) kürzlich den Schritt in die Öffentlichkeit wagen. Indien und Ostasien, Islam und Buddhismus sind durch einen Grundstock von Material vertreten. Vorerst muß sich alles in bescheidenen Grenzen halten.

Immerhin haben die Missionsgesellschaften, die wir um Leihgaben baten, bereitwillig mitgeholfen, vor allem auf dem Gebiete der „primitiven Religionen" Anschauungsstoffe zusammenzutragen. Eine vorübergehende Ausstellung „Fremde Heiligtümer" vermochte so einen ersten Eindruck von dem geplanten Unternehmen zu vermitteln.

Bekanntlich gibt es erst eine einzige Stelle, wo eine Verbindung religionskundlichen und missionswissenschaftlichen Studien mit theologischem Hintergrund systematisch gepflegt wird. Das ist die (als Frucht des „Heiligen Jahres" 1925) in Rom 1927 eingerichtete Lateranische Sammlung, der als Leiter der bekannte Pater Wilhelm Schmidt vorsteht. Er hat seine Aufmerksamkeit vor allem auf die Frage nach dem „Werden des Gottesglaubens" gerichtet und in zäher, jahrzehntelanger Arbeit erreicht, daß heute ein großer Stab katholischer wie nicht-katholischer Mitarbeiter in aller Welt sich um die Lösung dieser großen wissenschaftlichen Aufgabe bemüht. Es sollte auch in Deutschland möglich sein, Material zusammenzutragen, um dieses und andere Probleme theologischer Religionsforschung zu fördern.

In Museen, Missionshäusern, Privatwohnungen gibt es manches Stück, das in seiner Vereinzelung wertlos ist, das aber im Zusammenhang mit anderem Material gute Aufschlüsse über fremdes religiöses Leben zu bieten vermag. Kunstwert, Alter und dergleichen sind dabei Gesichtspunkte zweiten Ranges. Denn im Vordergrund soll die Frage stehen, inwiefern die Eigenart einer Fremdreligion an solchem Stück beobachtet werden kann. Schon das bisherige Echo auf die Bitte um Leihgaben beweist, daß sich trotz mancher Ungunst des Zeitpunktes ein wertvolles Lehrmaterial zusammentragen läßt. Dabei beugt die Verknüpfung mit der missionswissenschaftlichen Fragestellung der Gefahr vor, bloß ein „interessantes", oder schließlich „totes" Museum auszustatten. Der sachliche Ernst und die theologische Dringlichkeit jener Aus-

*) Z. B. Ernst Troeltsch, Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte (soeben in neuer Auflage erschienen); Albert Schweitzer, Das Christentum und die Weltreligionen.

einandersetzung, von der Eingangs die Rede war, rechtfertigen allein ein derartiges Unternehmen im gegenwärtigen Augenblick. Der Blick ins Weite tut uns theologisch wie national not. Er kann nur zum Besten dienen, wenn er von einem theologisch eindeutigen, systematisch klaren Blickpunkt aus gepflegt wird. Weite und Entschiedenheit sind dann nicht nur verträglich miteinander, sondern fördern sich gegenseitig.

Marburg Heinrich Frick

Wöchentliche Chronik

Der preußische Kirchensenat hat die Einberufung der Generalsynode auf den 22. Februar beschlossen.

In den Verhandlungen zwischen Staatsregierung und Kirche in Preußen sind große sachliche Schwierigkeiten entstanden, doch glauben die Berichte einen befriedigenden Fortschritt der Verhandlungen feststellen zu können.

Auf Grund von Beschlüssen zweier größerer kirchlicher und Innerer-Missions-Tagungen ist ein Evangelischer Siedlungsdienst ins Leben gerufen worden, der seine Reichsarbeit in Bielefeld begonnen hat.

Die religiös-sozialistischen Gruppen in den europäischen Ländern mit Einschluß der Katholiken haben sich zu einem Bund unter Leitung von Professor Ragaz in Zürich zusammengeschlossen.

Die ostpreußische Provinzialsynode fordert zu reger Beteiligung an den Kommunalwahlen auf; es sollten nur solche Frauen und Männer gewählt werden, „die aus innerer Überzeugung für die Lebensbedingungen und Arbeitsmöglichkeiten der evangelischen Kirche mutig einzutreten gewillt seien".

Der Evangelische Reichsausschuß der Deutschnationalen Volkspartei nahm auf einer Tagung in Berlin Stellung zu den Kommunalwahlen und lehnte die Bildung von evangelischen Parteien ab. „So unmöglich, ja gefährlich es ist, ‚evangelische' Politik zu treiben, so unentbehrlich seien politische Führer, die in ihrer Gesamthaltung evangelisch sind und in dieser Haltung Politik treiben." AELKZ 45

Bischof Schreiber hat als apostolischer Administrator des Bistums Berlin zu den Kommunalwahlen einen Aufruf erlassen, in dem er alle Katholiken auffordert, „sich an der Wahl vollständig zu beteiligen und ihre Stimme nur einer Partei zu geben, welche die Gewähr bietet, daß sie im Sinne katholischer Weltanschauung arbeiten wird". DEK

Die Gemeinde Köln-Lindental erhält auf Beschluß der rheinischen Provinzialsynode 20 000 Mark zur Errichtung einer Gedächtniskirche an der Hinrichtungsstelle des Märtyrers Adolf Clarenbach. (Vgl. Hesse, Adolf Clarenbach. Neuwied, J. Meincke. 372 S. 5 M.)

Der nassauische Landeskirchentag beschloß die Festsetzung des theologischen Studiums auf acht Semester, besonders zu errichtende Ämter für Theologinnen, die kein Gemeindepfarramt im herkömmlichen Sinne darstellen, wobei die Ordination die Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung nicht grundsätzlich ausschließen soll, und die Aufhebung der Bestimmungen über die Altersgrenze der Geistlichen, bis der theologische Nachwuchs zur Besetzung der Pfarrstellen ausreicht.

Der Bischof von Hildesheim hat sich beschwerdeführend an das Braunschweigische Staatsministerium wegen der materialistischen und atheistischen Tendenz der für den Geschichtsunterricht in den Braunschweigischen Volksschulen als Lehrbuch eingeführten „Geschichtsbilder" gewendet und will, da seiner Beschwerde nicht Folge gegeben ist, den Klageweg beschreiten, da nach einem Vertrage der konfessionelle Charakter der bürgerlichen Schule gewährleistet sei.

Das sächsische Landeskonsistorium fordert in einem Aufruf vor den Gemeindewahlen das Eintreten nur für Parteien, die für die Evangelisch-lutherische Kirche eintreten.

Der thüringische Landtag hat den Vertrag mit der Evangelischen Landeskirche, der dieser 3,75 Millionen gewährt und den mit der reußischen Kirche (132 000 M.) angenommen. Abfindung für die zurückliegende Zeit: 1,3 Millionen und 3000 M. Der Landeskirchentag hat zugestimmt.

Ein Antrag der deutschkirchlichen Richtung im thüringer Landeskirchentag, die hebräischen Fremdwörter aus dem Gesangbuch zu entfernen, wurde durch Übergang zur Tagesordnung erledigt.

In Baden, wo schon für den 11. November ein Faschingstag geplant war, erließ der Oberkirchenrat einen Aufruf gegen den Fasching überhaupt.

Der lippische „Volkskirchenrat" legt gegen die antisemitische Agitation des Pastors Held in Sonneborn Verwahrung ein und fordert die Landeskirche auf, „in ihrem eigensten Interesse mit den schärfsten ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen solche Entartungserscheinungen vorzugehen".

In Bayern wurde den Kandidaten im zweiten theologischen Examen die Aufgabe gestellt, ein Programm für eine evangelische Rundfunkfeier zu entwerfen.

Der Pfarrer von Hohenaltheim in Bayern, Richard Eckstein, wurde vom Landeskirchenrat beurlaubt, um die Hauptschriftleitung „der einzigen bewußt evangelischen Tageszeitung, der Zirndorfer Allgemeinen Rundschau" zu übernehmen. AELKZ 45

Das Schwurgericht Nürnberg verurteilte den Abgeordneten und Stadtrat Julius Streicher wegen Religionsvergehens, begangen durch die Presse, zu zwei Monaten und den Stadtrat und Buchhändler Karl Holz desgleichen zu drei Monaten 15 Tagen Gefängnis. Es handelte sich um Beleidigung der jüdischen Religionsgemeinschaft durch falsche Wiedergabe von Talmudstellen.

Eine Sparkasse der deutschen Baptisten in Berlin-Südende hat 111 000 M. Baudarlehen an zwölf Gemeinden ausgegeben. Evst 17. 11.

Die Vereinigung der Mennoniten im Deutschen Reiche hat sich dem Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen angeschlossen.

Der deutsche Monistenbund zählt 3200 Mitglieder in 52 Ortsgruppen. Die religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker) zählt 150 000 Mitglieder, davon 120 000 in Nordamerika, 20 000 in England.

In den europäischen Arbeitsgebieten der Evangelischen Gemeinschaft stehen 278 Prediger in 433 organisierten Gemeinden. Das Jugendwerk zählt in 448 Vereinen 16 481 Mitglieder und in 602 Sonntagsschulen 43 163 Helfer und Schüler. In 8 eigenen Krankenhäusern mit 765 Betten, 14 Privatpflegestationen, Kliniken und Fürsorgestellen arbeiten 672 Schwestern.

Die Einnahmen der Heilsarmee haben wegen des Streites um die Oberleitung in den letzten acht Monaten um 1½ Millionen Mark gegenüber dem Vorjahre abgenommen.

Dem Sekretär des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen wurde von der französischen Regierung anläßlich der Tagung in Avignon das Kreuz der Ehrenlegion verliehen.

Die Hauptversammlung des französischen Protestantismus, die vom 22.—25. Oktober in Marseille stattfand, hat Maßnahmen ins Auge gefaßt, die einer Wiederannäherung der evangelischen Kirchen Frankreichs dienen sollen.

Die in gemeinsamer Konferenz versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Kalabriens haben den Papst offiziell um die feierliche Dogmatisierung der leiblichen Aufnahme der Maria in den Himmel ersucht.

Der Papst hat in einem Schreiben an den Präsidenten des Lokalkomitees für den Freiburger Katholikentag gemahnt, man möge doch das katholische Volk in Deutschland mit allem Nachdruck vor gewissen neuestens ausgedachten Theorien jener warnen, die offen und versteckt die Meinung vertreten, es ließen sich die katholischen Soziallehren im friedlichen Bunde vereinigen mit anderen, die ihnen doch von Grund auf entgegengesetzt sind, als ob je ein Bund bestehen könnte zwischen Licht und Finsternis, zwischen Christus und Belial.

Der Papst hat die Errichtung eines vatikanischen Russischen Seminars (Russicum) für die Ausbildung russischer Jünglinge im slavisch-byzantinischen Ritus angeordnet.

Die Zahl der Untertanen der Stadt des Vatikans beläuft sich auf 518 Seelen: 389 Italiener, 113 Schweizer, 11 Franzosen, 5 Deutsche, 2 Spanier, je ein Amerikaner, Holländer, Österreicher, Norweger, Belgier und Abessinier.

Die norwegische Bischofskonferenz beriet über die 900-Jahrfeier des Todes des Königs Olav, die kirchliche Versorgung von Industriezentren, den Schutz der religiösen Unterweisung der protestantischen Kinder, die in nichtprotestantische Schulen gehen, schlug dem Kultusminister vor, den Rückkauf alten Kircheninventars durch die Gemeinden zu fördern, gestattete den Gebrauch alkoholfreien Weins beim Abendmahl und sprach sich für Beibehaltung der Stiftsdirektionen (Bischof und Oberpräsident für die ökonomischen Angelegenheiten des Kirchenlebens) aus.

Der mariavitische Erzbischof Kowalski in Polen wurde wegen Beleidigung der katholischen Kirche zu einem Jahre Zuchthaus verurteilt.

Die Zeitschrift der polnischen Nationalkirche „Polska Odrodzona" wird nach der Spaltung nicht mehr in Warschau, sondern in Krakau herausgegeben und unterliegt dort dem österreichischen Strafgesetz von 1852, das alle Druckschriften verbietet, die die katholische Kirche herabziehen oder verspotten. Das Blatt wird nun unentwegt beschlagnahmt und hat deshalb Beschwerde beim polnischen Justizminister eingelegt.

In Warschau wurde ein neues Diakonissenhaus eingeweiht.

Eine polnische Blindenzeitschrift erscheint unter dem Titel „Znicz" (Heiliges Feuer).

Der Gemeindekirchenrat in Pleß hat wegen Verurteilung des Organisten zur Gefängnisstrafe beschlossen, in der evangelischen Kirche an nationalpolnischen Feiertagen keinen Gottesdienst mehr zu veranstalten. Auch in Kattowitz ist am polnischen Unabhängigkeitstage zum Protest von einem Festgottesdienste abgesehen worden.

Die Sowjetregierung hat dem Vatikan Verhandlungen über ein Konkordat angeboten, der Vatikan hat abgelehnt.

In Petersburg ist im „Maxim-Gorki-Haus der Kultur" eine antireligiöse Universität gegründet. EPD

Die orthodoxe Kirche in Rußland ist in eine Reihe von Kirchen zersplittert. Am stärksten ist noch die alte Kirche unter dem Patriarchen Tychon: 28700 Pfarreien mit fast drei Vierteln des alten Bestandes, aber in ihr herrscht keine Einigkeit und sie wird von der Sowjetregierung am stärksten bekämpft. Die sozialen Kirchen, die auf dem Boden der Mitarbeit mit der Sowjetregierung stehen, umfassen 6200 bis 7000 Pfarreien unter einheitlicher extrem synodaler Kirchenregierung. Dazu kommen die nationalen Splitterkirchen: die kaukasische mit 3 Millionen, die ukrainische Autokephalie mit 30 Bischöfen und 2300 Pfarreien. Unter denen, die evangelischen Charakter tragen, sind die Kirchen der Evangeliumschristen und der Baptisten die größten. EvangGmbdlStanislau 9

In Cherson wurden sämtliche Kirchen und Synagogen beschlagnahmt und geschlossen. Die Kirchen sollen in Kinos, Theater und Klubs umgewandelt werden.

Die russische Regierung hat Andersens und Grimms Märchen wegen ihrer „übergroßen Ideologie" für die Schulbibliotheken verboten. PosEvKbl 1

Die türkische Regierung hat die Zahl der mohammedanischen Kleriker auf 500 beschränkt und das theologische Studium bis zu dem Zeitpunkte gesperrt, wo der festgesetzte Stand durch Ausscheiden der älteren und Berufswechsel der jüngeren Theologen erreicht sein wird.

In Amerika gibt es 2948 jüdische Gemeinden und Gemeinschaften, die neben ihrem Judentum die Lehren des Neuen Testaments angenommen haben und vertreten, also judenchristlich sind. Evst 17. 11.

Der oberste Gerichtshof in Mexiko hat den Priestern und Missionaren gestattet, auch in Privatwohnungen, Versammlungsräumen oder auch im Freien die Messe zu lesen und Sakramente zu spenden.

Drei von den fünf kaiserlichen Universitäten in Japan haben einen christlichen Präsidenten, die beiden anderen Rektoren sind mit christlichen Frauen verheiratet.

Das japanische Erziehungsministerium hat angeordnet, daß Schüler und Studenten in der Ausübung ihrer christlichen Pflichten in keiner Weise gehindert werden dürfen. ZMR 11

Das Komitee des Internationalen Missionsrates hat für die Fragen der Judenmission ein besonderes Sekretariat eingerichtet, Deutschland einen zweiten Sitz im Komitee zugebilligt und einen Geschäftsausschuß gewählt, der außer den beruflichen Mitarbeitern sieben Personen, darunter Professor Schlunk in Tübingen, umfaßt.

„Politik aus dem Glauben" von Ernst Michel, 1926 erschienen, wurde auf den Index gesetzt. (Näheres FZ 859; vgl. ebendort Nr. 866 den Artikel „Der römische Index", von einem katholischen Theologen.)

Von Personen. Habilitiert: Lic. Dr. Heinz-Dietrich Wendland für NT und Sozialethik in Heidelberg; Lic. Walter Dreß für Kirchengeschichte in Berlin; Pfarrer Lic. Oskar Farner für NT in Zürich. Berufen: Privatdozent Lic. Martin Noth in Leipzig als Nachfolger des emeritierten Professors D. Max Löhr für AT nach Königsberg; Dr. Adolf Köberle, Studienrat am Lutherischen Missionsseminar in Leipzig, als Nachfolger von Heinzelmann nach Basel; Dr. Wilhelm Rudolph, a. o. in Tübingen, als Ordinarius für AT nach Gießen, Nachfolger von Baumgartner; Dr. Friedrich Noetscher in Würzburg als Ordinarius an die katholische Fakultät Wien. Ernannt: Privatdozent Pfarrer D. Paul Fiebig in Leipzig zum a. o. Professor. Mit Vertretung beauftragt: Privatdozent Lic. Wilhelm Michaelis in Berlin für NT in Jena. Promoviert: Fabrikant Emanuel Stickelberger zum D. von Basel. Ernannt zum Prälaten: Stadtpfarrer Mayer-List in Stuttgart. Gestorben: Vizepräsident des evangelischen Oberkirchenrats in Berlin D. Dr. Johannes Duske; Professor D. Friedrich Wilhelm Hadorn in Bern; der frühere Präses der Warschauer reformierten Kirche Kaspar Tosio. E St

Verschiedenes

Vom Deutschnationalen Parteitag (FZ 874) Fortsetzung der Chronik.

Das beherrschende Thema des Parteitags, unter das sämtliche Referate subsummiert sind, ist der Kampf gegen den Marxismus. Die Deutschnationale Partei sieht darin den Kulturkampf unserer Zeit, zu dem sie alle christlichen Kreise aufrufen möchte. Pfarrer Veidt (Frankfurt) sprach über das Thema Christentum und Marxismus: Wir stehen in einer Kulturkrise, die die Grundlagen alles geistigen, sittlichen und nationalen Lebens erschüttert. Die europäische und mit ihr die deutsche Kultur ruht auf christlicher Grundlage. Den christlichen Kulturkräften steht als stärkster Gegner der Marxismus gegenüber. Der Kampf, den wir gegen den Marxismus zu führen haben, ist Weltanschauungskampf. Das Hakenkreuz ist ein Kampfzeichen, aber kein Weltanschauungszeichen. Der Marxismus kann nur durch den Kampf überwunden werden, der unter dem Kreuze Christi geführt wird. Entscheidend ist die Wiedergewinnung unseres Volkes für die Religion, d. h. praktisch: für das Christentum. Der marxistischen Sozialbewegung muß eine starke aufbauende christliche Sozialbewegung gegenübergestellt werden. — Frau D. v. Tiling ergänzte die Ausführungen Veidts nach der Seite der Problematik der Fragestellung. Wie ernst diese Problematik ist, wird sofort klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in Deutschland etwa 150 Pfarrer eingeschriebene Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei sind. Man ist in nicht kleinen Kreisen der Christenheit der Überzeugung, daß das Christentum sich zwar mit jeder staatspolitischen Stellungnahme verbinden könne, daß es sich aber ganz offenbar am leichtesten mit dem Sozialismus verbinde. Es sieht so aus, als ob der Sozialismus durch den Idealismus einerseits, durch ein Christentum bestimmter Prägung andererseits neu unterbaut werden könnte. Die einzige Möglichkeit, an den Gesamtkomplex der Fragen heranzukommen, wäre, wenn der christliche Glaube sich wieder die Augen für die mit der Schöpfung gegebenen Gesetze des Zusammenlebens der Menschen öffnen ließe. Dann werde man erkennen, daß alle Besserung letztlich von einem auf wahrhaft konservativen Grundlagen ruhenden Staatsgedanken auszugehen hat. Das Christentum sei die einzige Macht, die den Kapitalismus wie den Marxismus überwinden könne.

Volksbegehren und Konfessionen

Im evangelischen Kreise Mittelfranken erzielte das Volksbegehren 106100 Stimmen, im gleich starken katholischen Kreise Unterfranken 10580. Im evangelischen Ansbach trugen sich 21,5% in die Liste ein, im benachbarten katholischen Eichstädt 4,6%. Im evangelischen Bezirk Ansbach 54,2%, im katholischen Bezirk Eichstädt 1,8%. Im evangelischen Bezirk Rothenburg 63,4%, im katholischen Bezirk Würzburg 2,1%. Mit besetztem Gebiet, auch mit der Elblinie, hat das nichts zu tun! „Die Menschheit" 47 bemerkt dazu: „Das sind gewaltige Unterschiede. Sie beweisen schlagend, daß der Protestantismus aus dem Kriege nichts gelernt hat." — „Deutsche Republik" 8 schreibt: „Der Faszismus ... entwickelt sich in Deutschland vorwiegend auf agrarischem und der Konfession nach protestantischem Boden. ... Wo Bauern und Arbeiter zusammen wohnen, haben sich klar zwei Parteien herausgebildet: Sozialisten und Faszisten. In katholischen Gegenden kommt es zu einer Drei-Parteien-Gruppierung durch das Zentrum."

Kleine Mitteilungen

Vom 25. Dezember bis 4. Januar findet in Blankenburg, Harz, eine Biologische Woche statt. Grundgedanke: „Biologische und metabiologische Wiedergeburt des deutschen Menschen". Im Sanatorium Dr. Strünckmann. Von dort sind Programme zu beziehen. (Über Metabiologie siehe Strünckmann „Die deutsche Rolle im Weltspiel". Urquellenverlag, Flarchheim bei Mühlhausen.)

Die Apologetische Zentrale Spandau, Johannesstift, veranstaltet 12.—15. Januar einen Pastorenkursus. Gegenstand: „Die Stellung des Christen zur Natur". — Vom 16. bis 22. Januar findet ebendort an der Evangelisch-sozialen Schule ein Soziallehrgang für Pastoren statt: „Problem der Volksbildung".

Von dem Mitteilungsblatt An die Freunde ist Nr. 94 versandt worden. Es enthält auf 16 eng gedruckten Seiten (32 Spalten) vornehmlich die Protokolle von Eisenach und Basel. Gegen Einsendung von 50 Pfg. können, soweit der Vorrat reicht, einzelne Nummern vom Herausgeber an Interessenten abgegeben werden.

R

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Gottes Wille nahm unsere

Wiltrud, stud. phil.

nach kurzer Krankheit im Alter von 22 Jahren von uns.

Röm. 11, 33—36

Wilhelm und **Gertrud Schubring**
Walther, Edith und **Konrad Schubring.**

Berlin N. 65, Reinickendorferstr. 59
13. November 1929.

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz

Inhalt Nr. 45: Reformation oder Revolution? (Lülmann). Schneiders Kirchliches Jahrbuch 1929. Psalm 33 (Goldschmit). Von gestern und heute (Noch einmal Preußen-Konkordat, In den Lietzmann'schen Bildern u. A.),

Inhalt Nr. 46: Die Macht des Wortes (Lülmann). Ein Gleichnis (Goldschmit). Vernunft und Offenbarung bei Lessing (Fittbogen). Betrachtungen zum zweiten Teile des neuen Hamburger (Einheits) Gesangbuches (Dwenger). Gropins der Bauer (Jungnickel). Von gestern und heute (Die Stellung der theologischen Fakultäten zwischen Staat und Kirche. Bund „Haus und Schule, Dr. Fübotter u. A.)

„.... Zeugnisse lebensschaffender Missionarbeit"

BRUNO GUTMANN

Schildwacht am Kilimandscharo

1. Buch: Der Baugrund

Soeben erschienen. Mit mehreren Bildtafeln
kartoniert M. 3.20, in Ganzleinen M. 4.50

„In diesem Buch, dem noch ein weiterer Band folgen soll, zeichnet Gutmann ein anschauliches Bild seiner Arbeit unter den Daschagga in Ostafrika. Wir gewinnen einen lebendigen und plastischen Eindruck von dem „Kampf um die Seele Afrikas".

Früher erschien:

Freies Menschentum aus ewigen Bindungen

Mit 8 Kunstdruckbildern, kartoniert M. 4.—,
in Ganzleinen M. 6.—

„Das ist ein Missionsbuch, wie man es nicht alle Tage findet. Ich habe mit tiefster Anteilnahme gelesen, wie Gutmann hier aus seinen Erfahrungen in Ostafrika heraus zu den Hintergründen all unseres menschlichen Zusammenlebens vordringt. Die individualisierte und individualisierende Kultur unseres europäisch-amerikanischen Geschäftskreises erfährt radikale Kritik, deren Sicherheit und Aufbau aus der Tiefe keine Abwehr duldet". Der Christenbote (Brasilien)

*

CHRISTIAN KEYSSER

Eine Papuagemeinde

Soeben erschienen. Mit 5 Kunstdrucktafeln
kartoniert M. 4.80, in Ganzleinen M. 6.—

„Die Gemeinde Sattelberg wird vor unseren Augen lebendig, wie das vielleicht von keiner Gemeinde des gesamten deutschen Missionsfeldes bisher gesagt werden darf. Es handelt sich also um weit mehr, als um eine höchst anschauliche Geschichte einer Missionsgemeinde, es handelt sich um eine Fundgrube missionarischer Weisheit, um ein Stück Missionslehre in Erzählungsform, das weithin Beachtung finden sollte. Man sollte Keyßers neues Buch, ebenso wie sein Anutu und Ajo lesen, um zu lernen, was gesunde, deutsch-lutherische Missionsarbeit ist. Professor D. Martin Schlunk, Tübingen

Gleichzeitig erscheint in 2. Auflage:

Anutu im Papualande

Mit 8 schönen Bildtafeln und einem Bildnis des Verfassers
kartoniert M. 3.—, Ganzleinen M. 4.—

„Keyßers Schilderung erhebt sich hoch über den Durchschnitt der Missionsliteratur und ist in ihrer unbestechlichen Wahrhaftigkeit von wunderbarer Wirkung. Höchst anschaulich geschrieben, packend, glaubensstärkend." Geheimrat Eismann

Früher erschien:

Ajo!

Ein Missionsbuch für die deutsche Jugend

Mit 33 Bildtafeln und einem farbigen Titelbild
in Halbleinen gebunden M. 5.—

Ein ausführlicher 8seitiger Prospekt mit Bildproben wird gern kostenlos an jede angegebene Anschrift gesandt.

Der Bärenreiter-Verlag zu Kassel

Soeben wurde ausgegeben:

WALTHER CLASSEN

EINTRITT DES CHRISTENTUMS IN DIE WELT

DER SIEG DES CHRISTENTUMS AUF DEM HINTERGRUNDE DER UNTERGEHENDEN ANTIKEN KULTUR

Mit einer Kartenskizze

In Ganzleinen gebunden zwölf Mark

*

Es gab vor diesem Buch kein wirklich wissenschaftliches und anschauliches Bild des alten Christentums sowohl für den Fachgelehrten wie für den nicht theologischen Christen. Classen hat es uns jetzt in seinem neuen Werk geschenkt. In wundervoll klanghafter und bildkräftiger Sprache, durch die Erlebnisse einer eigenen Palästinareise vertieft, schildert er den Sieg des Galiläers über die römisch-griechische Welt und darauf deren Zerfall. Dieses Ereignis stellt er wohl zum ersten Male in seiner Bedeutung für die Christenheit dar. Er führt uns bis zu dem Römer Benedict von Nursia, dessen Orden wie eine Arche in der Sündflut in einer Zeit allgemeiner Auflösung das Gut der untergehenden Welt birgt und für eine neue Zeit bewahrt. Alles, was nur für den Historiker von Interesse ist, läßt er fort und zeigt uns das, was die Welt wirklich bewegt hat. So liest sich sein auf Grund eingehender Forschungen wissenschaftlich fundiertes Werk wie ein Roman, es deckt Zusammenhänge auf und gibt überraschend neue Aufschlüsse. Gerade für unsere Zeit, die im heutigen Europa und in den Großstädten Verhältnisse hervorgebracht hat, die sittlich und wirtschaftlich den damaligen in mancher Beziehung ähnlich sind, gewinnt ein solches Werk besondere Bedeutung.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Wissen denn wir „Bürgerlichen", wieviel tausend düstere Kinderschicksale es heute noch mitten unter uns gibt?

HEINI JERMANN

Die Lebensgeschichte eines Kriegs- und Fürsorgekindes von Anni Geiger-Gog

Mit 7 farbigen Vollbildern von Max Ackermann. In Leinen Rm. 5.20

Bei D. Gundert Verlag in Stuttgart

„Mehr Liebe"

ruft diese wahre Lebensgeschichte eines Kriegskindes, das frühe in Fürsorge kommt, tapfer sein Leben anpackt und doch erliegt.

Das erschütternde Buch geht alle an, die am Schicksal unserer Kinder wirken:

Eltern, Pfarrer Lehrer, Erzieher

EIN JUBILÄUM:
Der 10. Band der „MERIAN-BÜCHER"
Täglich 1 Gedanke oder 1 Gedicht von:
Schweitzer, Schrempf, Wittig, Rade, Schlosser, Niebergall, Bonus, Förster, Bengel, Müller, Carossa, Klages, Rilke und vielen anderen
Halbleinen M. 2.50 Ganzleinen M. 3.—
Verlag Gerhard Merian, Stuttgart-Degerloch B

FREI!

Für die predigtreiche Weihnachtszeit
bringen die „Pastoralblätter" (Verlag Ungelenk-Dresden 24) diesmal einen reichgedeckten Tisch mit weihnachtlichen Predigten von Kirchenpräsident Wurm-Stuttgart, Jugendpfarrer Dr. Schauer-Stettin, Neujahrspredigt von Generalsuperintendent D. Zänker-Breslau usw. Dazu noch mehr besondere Weihnachtsansprachen und die üblichen Textbearbeitungen für Kindergottesdienste. —

Die Zeitschrift, die neuerdings noch mehr als früher bestrebt ist, ihre führende Stellung auf dem Gebiete der zeitgenössischen Homiletik zu bewähren, wird durch eine interessante Predigtgabe von Landesbischof D. Ihmels eröffnet, die die von ihm in der Wartburg-Kapelle in Eisenach zur Eröffnung der diesjährigen Tagung des Oekumenischen Rates für Praktisches Christentum gehaltene Predigt wiedergibt und dabei interessante Vergleiche mit ähnlichen ökumenischen Predigten der letzten Jahre, die ebenfalls die Verkündigung vom Reiche Gottes behandelten, ermöglicht.

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur, O. II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
1929 bestanden 30 Abiturienten.

Weihnachten in Bethel!

Aus der himmlischen Welt kam das heilige Kind, damit wir Kinder des Himmels werden könnten. Seitdem dies Wunder der Liebe geschehen ist, dürfen auch die, die wenig besitzen, fröhliche Weihnachtsarbeit tun. Ihre Losung lautet: Als die Armen, die doch viele reich machen!

Zu solcher Weihnachtsarbeit laden wir wiederum alle Freunde von Bethel ein. Wir tun es im Namen der mehr als 5000 Kranken und Heimatlosen, die unserer Pflege anvertraut sind. Ihre Zahl wird infolge der überall wachsenden Not bis Weihnachten noch steigen. Viele unter ihnen haben niemand mehr auf Erden, der am Fest der Liebe für sie sorgen kann. Für die fehlenden Väter und Mütter suchen wir Stellvertreter. Wir suchen Herzen und Hände von großen und kleinen Leuten, die gern den ärmsten Kindern unseres Volkes eine Freude machen. Alles ist unserem „Weihnachtshaus" sehr willkommen. Besonders Lebensmittel, Kleidungsstücke für Männer, Gesellschaftsspiele für Erwachsene, Spielsachen für Kinder, Bücher und Bilder. Die Weihnachtsarbeit wird uns sehr erleichtert, wenn die Gaben **so früh wie irgend möglich** abgesandt werden. Wenn uns aber jemand lieber das Einkaufen überlassen will, freuen wir uns auch über jede Geldgabe (Postscheckkonto Hannover 1904)

Mit herzlichen, dankbaren Weihnachtsgrüßen

F. v. Bodelschwingh, P.

Bethel bei Bielefeld, im Advent 1929.

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Wundersch. **Legenden-, Märchen-** und **Tier-Bücher** für Kinder und Erwachs. zu **Weihn.** Prosp. gratis!
Neu-Sonnefelder Jugend Heppenheim, Bergstraße.

Heirat.
Für Dame, 30 Jahre, erfahren in der Küche und landwirtschaftlichem Haushalt (Kleintierzucht) suche passenden Ehegatten, möglichst für ruhiges Landleben. Lehrer oder Personen in ähnlicher Stellung. Solide Aussteuer vorhanden.
Offerten unter **Nr. 23** an den Verlag dieses Blattes.

Junges Ehepaar,
mehrere Jahre innerhalb der Kirche und Inneren Mission tätig, Arbeitsgebiet: Fürsorge, redaktionelle und buchhändlerische Arbeit, Leitung von Heimen
sucht neue Arbeit.
Angebote unter **S. N. 1599** durch **Rudolf Mosse, Stuttgart.**

Verkäuflich:
Haas: Bilderatlas zur Religionsgeschichte.!
Bertholet: Religionsgeschichtliches Lesebuch, 2. Auflage.
Beide für den halben Preis unter Übernahme der weiteren Subskription.
Chantepie de la Saussaye: Lehrbuch der Religionsgeschichte. 4. Auflage von Bertholet.
Angebote an P. **Reimer, Naseband,** Krs. Neustettin.

Zu verkaufen: **Christliche Welt,** Jahrgang 1—16 hübsch gebunden, 17—28 ungebunden. **Chronik der Christl. Welt,** Jahrg. 1892—1914 ungeb. **Marburg a. L.,** Roserstr. 31.

CW. 1887—1914, Chronik 1891—1914, Hefte 1—50, alles gebd. — RE³ f. prot. Theol. 1—24, Halbfrzbde. wie neu. Angebote an den Verlag. Zusendung zu Lasten des Empfängers.

Anzeigen
in der „Christlichen Welt"
finden weitgehende Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 14. Dezember

Dieser Nummer liegen Prospekte folgender Verlage bei: **C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München; Georg D. W. Callwey Verlag, München; Eugen Diederichs Verlag, Jena; Leopold Klotz Verlag, Gotha; Georg Müller Verlag, München; Gustav Schloeßmann's Verlagsbuchhandlung, Leipzig.** Um Beachtung wird gebeten.